

# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften. jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

## Flammenzeichen.

Roman von G. Werner.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Rojanow zog den Riemen seiner Flinte fester und deutete auf einen kleinen, halb verwachsenen Pfad, der ungefähr die Richtung einhielt, in welcher ohne weiteres ein, entschlossen, seine Führerrolle zu behaupten, denn das Abenteuer begann ihn zu reizen.

Seine Schutzbefohlene war allerdings schön genug, um ihm diese Begegnung interessant zu machen. Das reine, zarte Oval des Gesichtes, die hohe, klare Stirn, von mattschimmerndem blonden Haar umgeben, die Linien der Züge, das alles war von vollendetem Ebenmaße; aber es lag etwas Erfällendes in der strengen Regelmäßigkeit dieser Formen, das durch einen Zug energischer Willenskraft, der deutlich hervortrat, eher gesteigert als gemildert wurde. Die junge Dame konnte höchstens achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein, aber sie besaß nichts von jenem unsagbaren Reiz, der diesem Alter eigen zu sein pflegt, nichts von jener Heiterkeit und Unbefangtheit, die ein junges, noch von keinem Schatten des Lebens berührtes Wesen so lieblich erscheinen läßt wie eine Blume, die sich eben erst dem Lichte erschließt. Die großen blauen Augen blickten so kalt und ernst, als hätte sie nie ein Mädchentraum verflärt, und derselbe stolze, kalte Ernst verrieth sich in der Haltung und der ganzen Erscheinung. Es ging wie ein kühler Hauch aus von dieser hohen, schlanken Gestalt, deren einfache, aber gewählte Kleidung

zeigte, daß sie den höheren Ständen angehörte. — Rojanow hatte Zeit und Muße genug, sie zu betrachten, während er, bald vor, bald hinter ihr schreitend, die oft tief niederhängenden Zweige zurückbog oder vor einer Unebenheit des Bodens warnte. Bequem war dieser schmale Waldpfad allerdings nicht und für die Toilette einer Dame erwies er sich auch nicht vortheilhaft. Ihr Kleid blieb mehr als einmal an dem Gestrüppe hängen, der Schleier ihres Hutes wurde bei jeder Gelegenheit von den Gebüschen erfasst und festgehalten, während der moosige Boden sich stellenweise als sehr feucht und schlammig zeigte. Das wurde zwar alles mit vollster Gelassenheit ertragen, aber Hartmut fühlte es doch, daß er mit seiner Führerschaft keine besondere Ehre einlegte.

„Ich bedaure, Ihnen einen so unbequemen Weg zumuthen zu müssen, mein Fräulein,“ sagte er artig. „Ich fürchte wirklich, Sie zu ermüden; aber wir sind mitten im tiefsten Walde, und da hat man überhaupt keine Wahl.“

„Ich ermüde nicht so leicht,“ war die ruhige Antwort, „und ich frage wenig nach den Unbequemlichkeiten eines Weges, wenn er nur zum Ziele führt.“

Die Bemerkung klang etwas ungewöhnlich in dem Munde eines jungen Mädchens; Rojanow schien das auch zu finden und er lächelte ein wenig spöttisch, als er wiederholte:

„Wenn er nur zum Ziele führt! Ganz recht, das ist auch meine Ansicht; aber Damen



Fastnachtsingen in der Neumark.  
Zeichnung von C. Jenfeter

pflegen gewöhnlich anderer Meinung zu sein. Sie wollen über alle Unebenheiten faust hinweg geleitet und getragen sein.“

„Alle? Es giebt auch Frauen, die es vorziehen, allein zu gehen, ohne sich wie ein Kind leiten und führen zu lassen.“

„Vielleicht als Ausnahme! Ich preise den Zufall, der mir das Glück zutheil werden läßt, eine so reizende Ausnahme —“

Hartmut war im Begriffe, ein sehr keckes Kompliment auszusprechen, verstummte aber plötzlich, denn die blauen Augen richteten sich mit so strafendem Ausdrücke auf ihn, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

In diesem Augenblick verfiel sich der Schleier der jungen Dame wieder in ein dorniges Gezweige, das ihn unerbittlich festhielt. Sie blieb stehen, aber noch hatte ihr Begleiter kaum die Hand ausgestreckt, um das zarte Gewebe zu befreien, als sie es mit einer raschen Wendung des Kopfes losriß. Der Schleier blieb in Fesseln an den Zweigen hängen, aber die Hülfe war vollständig überflüssig geworden.

Rojanow biß sich auf die Lippen, dies Abenteuer entwickelte sich ganz anders, als er erwartet hatte. Er hatte geglaubt, bei einem jungen schüchternen Wesen, das sich seinem Schutze anvertraute, den Liebenswürdigen spielen zu können, in jener kecken, siegesgewissen Art, die ihm den Frauen gegenüber zur zweiten Natur geworden war, und nun wurde er gleich bei dem ersten Versuche durch einen bloßen Blick in seine Schranken zurückgewiesen, man machte ihm sehr deutlich klar, daß er hier nur der Führer zu sein hatte und nichts anderes. Wer und was war denn eigentlich dies Mädchen, das mit seinen achtzehn oder neunzehn Jahren schon die vollendete Sicherheit einer großen Dame zeigte und sich so unnahbar zu machen wußte? Er beschloß, um jeden Preis darüber ins Klare zu kommen.

Jetzt endete der schmale Pfad, sie traten auf eine Lichtung hinaus und jenseit derselben begann wieder der Wald. Es war für jemand, der noch so wenig mit der Gegend vertraut war wie Hartmut, nicht leicht, hier den Führer zu machen, aber er hatte jetzt vollends nicht seine Unkenntniß eingestanden. Aufscheinend mit voller Sicherheit hielt er die einmal eingeschlagene Richtung fest und wählte einen der Holzwege, die den Forst durchkreuzten. Endlich mußte man doch an eine Stelle gelangen, die einen freieren Ausblick bot und es möglich machte, sich zurechtzufinden.

Der breitere Weg gestattete jetzt ein ruhiges Nebeneinandergehen, und Hartmut benutzte das sofort, um die Unterhaltung anzuknüpfen, die bisher, da man mit fortwährenden Hindernissen zu kämpfen hatte, nicht möglich gewesen war.

„Ich habe bisher versäumt, mich Ihnen vorzustellen, mein gnädiges Fräulein,“ begann er. „Mein Name ist Rojanow, ich bin augenblicklich in Rodet als Gast des Fürsten Adelsberg, der wohl den Vorzug genießt, Ihr Nachbar zu sein, da Sie in Fürstenstein wohnen?“

„Nein, ich bin gleichfalls nur als Gast dort,“ erklärte die junge Dame. Die fürstliche Nachbarschaft schien ihr ebenso gleichgültig zu sein wie der Name ihres Begleiters, jedenfalls fand sie es nicht für nöthig, nun auch den ihrigen zu nennen, sondern nahm die Vorstellung mit jener stolzen, vornehmen Bewegung des Hauptes entgegen, die ihr eigen zu sein schien.

„Ah, dann leben Sie vermuthlich in der Residenz und haben das schöne Herbstwetter zu einem Ausfluge benutzt?“

„Ja wohl!“

Das klang so einfüßig und abweisend wie nur möglich, aber Rojanow war nicht der Mann, sich abweisen zu lassen. Er war es gewohnt, daß seine Persönlichkeit sich überall Bedeutung und Wichtigkeit erzwang, zumal bei den Frauen, und empfand es fast als eine Beleidigung, daß dieser oft erprobte Eindruck hier versagte. Aber das gerade reizte ihn, ein Gespräch zu erzwingen, das offenbar nicht gewünscht wurde.

„Sind Sie von Ihrem Aufenthalte in Fürstenstein befriedigt?“ hob er wieder an. „Ich war noch nicht dort und habe das Schloß nur aus der Ferne gesehen, aber es scheint die ganze Umgegend zu beherrschen. Es gehört freilich ein eigener Geschmack dazu, um diese Landschaft schön zu finden.“

„Und dieser Geschmack ist nicht der Ihrige, wie es scheint.“

„Wenigstens liebe ich nicht die Einförmigkeit, und hier hat man ja überall denselben Blick. Wald und Wald und nichts als Wald — es ist bisweilen zum Verzweifeln!“

Es klang wie verhaltener Groll in den Worten, die armen deutschen Wälder mißten es entgelten, daß sie mit ihrem Rauschen und Wehen den Zurückgekehrten peinigten, so daß er schon einige Male auf dem Punkte gestanden hatte, ihnen zu entfliehen. Er konnte es nicht ertragen, dies ernste, einförmige Lied aus alter Zeit, das die Wälder ihm zuflüsterten. Seine Begleiterin hörte freilich nur den Spott in der Bemerkung.

„Sie sind ein Ausländer, Herr Rojanow?“ fragte sie ruhig. Ueber Hartmuts Stirn flog wieder der finstere Schatten, einen Augenblick lang zögerte er mit der Antwort, dann erwiderte er kalt:

„Ja, mein gnädiges Fräulein.“

„Ich dachte es mir, Ihr Name wie Ihr Aussehen verräth es, und da ist auch Ihr Urtheil begreiflich.“

„Jedenfalls ist es ein unbefangenes Urtheil,“ sagte Hartmut, gereizt durch den Vorwurf, der in den letzten Worten lag. „Ich habe ziemlich viel von der Welt gesehen und lehre jetzt eben aus dem Orient zurück. Wer den Ocean kennt in seiner strahlenden, durchsichtigen Bläue oder seinem mächtigen Sturmestoben, wer den Zauber der Tropenwelt genossen und sich an ihrer Farbengluth und ihrem Lichte berauscht hat, dem erscheinen sie doch nur kalt und farblos, diese ewig grünen Waldbestien, diese ganzen deutschen Landschaften überhaupt!“

Das mitleidige Achselzucken, mit dem er schloß, schien seine Begleiterin endlich aus ihrer kühlen Gelassenheit zu bringen. Es flog wie ein Ausdruck des Unwillens über ihre Züge und in ihrer Stimme verrieth sich eine gewisse Erregung, als sie antwortete:

„Das ist wohl einzig und allein Sache des Geschmacks. Ich kenne, wenn auch nicht den Orient, doch den Süden Europas; diese sonnendurchglähten, farbenleuchtenden Landschaften berauschen im Anfange — ganz recht — und dann ermüden sie. Es fehlt ihnen die Frische, die Kraft, man kann darin wohl träumen und genießen, aber nicht leben und schaffen. Doch wozu uns darüber streiten, Sie verstehen eben unsere deutschen Wälder nicht.“

Hartmut lächelte mit unverkennbarer Genugthuung. Es war ihm nun doch gelungen, die eifige Zurückhaltung seiner Genossin zu durchbrechen. All seine Liebenswürdigkeit war wirkungslos an ihr abgeglitten, aber er sah jetzt, daß es doch irgend etwas gab, was Leben in diese schönen kalten Züge rufen konnte, und fand einen eigenen Reiz darin, es hervorzuzeigen. Wenn er dabei verlegte — gleichviel, es machte ihm Vergnügen.

„Das klingt wie ein Vorwurf, den ich leider hinnehmen muß,“ sagte er mit unverhehltem Spott. „Möglich, daß mir dies Verständniß fehlt, ich bin eben gewohnt, einen anderen Maßstab an die Natur wie an die Menschen zu legen. Leben und schaffen? Es kommt nur darauf an, was man so nennt. Ich habe jahrelang in Paris gelebt, diesem mächtigen, blendenden Mittelpunkte der Civilisation, wo das Leben in tausend Strömen wogt und stüthet. Wer es gewohnt ist, sich von diesen brausenden Wogen tragen zu lassen, der kann sich nicht mehr in engen, kleinliche Verhältnisse fänden, in all die Vorurtheile und Bedanterien, in das ganze Philistherium; das hier in diesem braven Deutschland ‚Leben‘ genannt wird.“

Der verächtliche Nachdruck, den er auf die letzten Worte legte, hatte etwas Herausforderndes und erreichte auch seinen Zweck. Seine Begleiterin blieb plötzlich stehen und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, aber aus den bisher so kalten blauen Augen sprühte ein Blitz flammenden Zornes. Sie schien eine heftige Entgegnung auf den Lippen zu haben, bezwang sich aber. Sie richtete sich nur zu ihrer vollen Höhe empor und ihre Antwort klang in eifig stolzer Abwehr:

„Sie vergessen, mein Herr, daß Sie zu einer Deutschen reden — ich erinnere Sie daran!“

Hartmuts Stirn färbte sich dunkelroth bei dieser herben Zurückweisung, und sie galt doch nur dem Fremden, dem Ausländer, der die Rücksichten des Gastes vergaß. Wenn dies Mädchen ahnte, wer so zu ihr sprach, wenn sie wüßte — eine heiße, brennende Scham waltete plötzlich in ihm auf, doch er war Weltmann genug, sich augenblicklich zu fassen.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er mit einer leichten, halb spöttischen Verneigung. „Ich glaubte, wir tauschten nur allgemeine Ansichten aus, bei denen das Recht der freien Meinung gewahrt bleibt. Ich bedauere, Sie verlegt zu haben, mein Fräulein.“

Eine unnachahmlich stolze und verächtliche Bewegung ihres Hauptes zeigte ihm, daß er gar nicht die Macht besaß, sie zu verletzen, sie zuckte kaum merklich die Achseln.

„Ich will Ihre Meinung durchaus nicht beeinflussen, aber jedenfalls sind unsere Standpunkte in dieser Sache so verschieden, daß wir wohl besser thun, das Gespräch abzubrechen.“

Rojanow bezeugte gleichfalls keine Lust, es fortzusetzen. Jetzt wußte er freilich, daß diese kalten blauen Augen aufstammen konnten, er hatte es ja gewollt und erzwungen, aber die Sache endete doch anders, als er gedacht hatte. Er streifte mit einem halb feindseligen Blick die schlanke Gestalt an seiner Seite, und dann verloren seine Augen sich wieder grollend in die eben noch so bitter geschmähten grünen Tiefen des Waldes.

Sie hatte doch etwas seltsam Bestrickendes, diese Waldeinsamkeit, die der erste leise Hauch des Herbstes durchwehte, jener Hauch, der noch kein Entblättern und Berwelken bringt, sondern die Landschaft nur in seine tieferen Farben taucht. Nur hier und da schimmerte es goldig und röthlich aus den Gebüsch hervor, aber die Waldgründe ruhten noch frisch und düftig im grünen Dämmerlicht. Unter den Wipfeln der hundertjährigen Bäume, die sich leise schwanzend zu einander neigten, lagerten tiefe, fähle Schatten, dann wieder that sich eine Waldwiese auf, ganz überfluthet von dem Sonnengolde, das leuchtend und schimmernd auf all den Blumenkelchen lag, die sich hier noch dem Lichte öffneten, und bisweilen blinkte in der Ferne der Spiegel eines stillen, kleinen Gewässers auf, das einsam, wie verloren mitten im tiefen Forste lag. Dazu tiefe Stille ringsum, nur das leise, leise Rauschen der mächtigen Wipfel und das Summen und Singen der tausend Insekten, die auf den Sonnenstrahlen zu schweben schienen, all jene geheimnißvollen Stimmen, die sich nur in der Einsamkeit regen, das süße, träumerische Lied des Waldes. Er lockte und winkte unwiderstehlich mit dieser Melodie, mit seinen grünen Tiefen, die sich endlos ausdehnten, immer weiter und weiter, als wollten sie die beiden, die einmal in ihren Bann gerathen waren, darin festhalten für immer.

Da tauchte plötzlich ein ganz unerwartetes Hinderniß vor ihnen auf. Von einer dicht bewachsenen Anhöhe rauschte und schäumte es hernieder, ein breiter Waldbach suchte sich mit lustigem Ungestüm seinen Weg zwischen Gebüsch und Felsgestein. Rojanow hemmte seinen Schritt und musterte mit einem raschen Blick die Umgebung, wo nirgends ein Steg oder ein Uebergang zu entdecken war, dann wandte er sich zu seiner Gefährtin.

„Ich fürchte, wir kommen hier in eine unangenehme Lage, der Bach verlegt uns vollständig den Weg. Er ist sonst mit einiger Vorsicht leicht zu überschreiten, die moosigen Steine da auf dem Grunde bilden eine ziemlich bequeme Brücke, aber der gestrige Regen hat sie vollständig überfluthet.“

Die junge Dame war gleichfalls stehen geblieben und schien nach irgend einem Uebergange zu suchen.

„Sollte es nicht dort unten möglich sein?“ fragte sie, den Bach abwärts deutend.

„Nein, dort ist das Wasser noch tiefer und reißender, wir müssen hier an dieser Stelle hindurch. Selbstverständlich nicht Sie, mein Fräulein, Sie erlauben mir wohl, daß ich Sie hinübertrage.“

Das Anerbieten wurde mit voller Artigkeit und Zurückhaltung gestellt, aber die Augen Rojanows blickten triumphirend auf dabei. Jetzt rächte ihn der Zufall an dieser Unnahbaren, die nicht einmal seine Hilfe dulden wollte, um ihren Schleier aus der Dornhecke zu befreien. Jetzt mußte sie sich dieser Hilfe bedingungslos anvertrauen, auf seinen Armen mußte sie sich hinübertragen lassen an das andere Ufer, es blieb ihr keine Wahl. Er trat auf sie zu, als sei die erbetene Erlaubniß selbstverständlich, aber sie wich zurück.

„Ach danke, Herr Rojanow.“

Hartmut lächelte mit einer Ironie, die er sich gar nicht Mühe gab zu verbergen. Jetzt war er Herr der Lage und dachte es zu bleiben.

„Befehlen Sie, daß wir umkehren?“ fragte er. „Es ist ein Umweg von mehr als einer Stunde und hier sind wir in wenigen Minuten drüben. Sie dürfen sich unbesorgt meinen Armen anvertrauen, der Uebergang ist ganz ungefährlich.“

„Das glaube ich auch,“ war die ruhige Antwort, „und deshalb werde ich ihn allein versuchen.“

„Allein? Das ist unmöglich, mein Fräulein!“

„Durch einen Waldbach zu schreiten? Ich halte das für keine besondere Heldenthat.“

„Aber das Wasser ist tiefer als Sie glauben, Sie werden vollständig durchnäßt und überdies — es ist wirklich unmöglich.“

„Ich bin nicht verweicht und erkälte mich nicht so leicht. Bitte, gehen Sie voran, ich werde folgen.“

Das war deutlich genug und klang so befehlend, daß ein Widerspruch nicht möglich war. Hartmut verneigte sich schweigend und schritt durch das Wasser, das seinen hohen Jagdstiefeln allerdings nicht viel anhaben konnte. Es war in der That ziemlich tief und ziemlich reißend, so daß er Mühe hatte, auf den Steinen festen Fuß zu fassen. Um seine Lippen spielte ein leiser Hohn, als er jetzt drüben stand und seine „Schutzbefohlene“ erwartete, die so hochmüthig jeden Schutz abwies. Möchte sie nun allein den Uebergang wagen, das wilde Wasser würde ihr schon Angst machen, sie konnte sich nicht dagegen behaupten und mußte ihn schließlich doch zu Hilfe rufen, trotz all ihres Sträubens.

Sie war ihm ohne Zögern gefolgt und stand bereits im Wasser, gegen welches die ebenso zierlichen als dünnen Stiefelchen nicht den geringsten Schutz gewährten und das überdies empfindlich kalt war. Die junge Dame schien das aber kaum zu empfinden, mit beiden Händen ihr Kleid aufkassend, schritt sie vorsichtig und langsam, aber vollkommen sicher vorwärts bis zur Mitte des Baches.

Hier aber, inmitten der schäumenden, reißenden Fluth gehörte der feste Tritt eines Mannes dazu, um stand zu halten, der schmale, zarte Frauenfuß suchte vergebens nach einem Stützpunkte auf den glatten Steinen. Die hohen Abfäße der Stiefel waren dabei ebenso hinderlich wie das Kleid, dessen Saum von den Wellen erfaßt wurde. Die muthige Spaziergängerin verlor augenscheinlich die bisherige Sicherheit, sie strauchelte einige Mal, schwankte und blieb endlich stehen; dabei flog ein rathloser Blick nach dem Ufer hinüber, wo Rojanow stand, entschlossen, nicht eher die Hand zu rühren, als bis sie geängstigt um Hilfe rufen werde.

Sie mochte diese Absicht in seinen Augen lesen, und das schien ihr auf einmal die versagende Kraft zurückzugeben. Einen Augenblick lang stand sie unbeweglich, aber jener energische Ausdruck in ihren Zügen trat dabei in voller Schärfe hervor; dann glitt sie plötzlich von den überflutheten Steinen, die trotzdem noch eine Art Uebergang bildeten, in das süßtiefte Wasser, wo sie nun allerdings auf dem Grunde des Baches sofort festen Boden gewann und unbeirrt dem Ufer zuschreiten konnte. Hier ergriff sie statt der dargebotenen Hand Hartmuts einen Baumast und schwang sich auf das Trockene.

Sie selbst war freilich stark durchnäßt, das Wasser rieselte von ihrem Kleide, das sie ebenso rücksichtslos preisgegeben hatte wie die Fußbekleidung, aber sie wandte sich mit voller Gelassenheit an ihren Begleiter:

„Wollen wir unseren Weg nicht fortsetzen? Es kann nicht mehr weit bis Fürstenstein sein.“

Hartmut erwiderte keine Silbe, aber es wallte etwas wie Haß in ihm auf gegen diese Frau, die lieber in die kalte Fluth glitt, ehe sie sich seinen Armen anvertraute. Der stolze, verwöhnte Mann, dessen blendende Eigenschaften ihm alle Herzen gewannen, fühlte um so schärfer die Demüthigung, die ihm hier aufgezungen wurde; er war nahe dran, diese ganze Begegnung zu verfluchen.

Sie gingen weiter; Rojanow warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den nassen, schweren Saum des Gewandes, das neben ihm den Boden streifte und dort eine feuchte Spur zurückließ; im übrigen aber wandte er seine ganze Aufmerksamkeit der Umgebung zu, die allerdings jetzt etwas lichter zu werden schien. Dieses Waldesdickicht mußte doch endlich einmal ein Ende nehmen!

Seine Voraussetzung erfüllte sich in der That; er hatte Glück gehabt mit seiner Führerschaft, die eigentlich nur aufs Gerathewohl eingeschlagene Richtung war die rechte gewesen. Nach ungefähr zehn Minuten standen sie auf einer kleinen Anhöhe, die einen freien Ueberblick gewährte. Dort drüben, über einem Meer von Baumwipfeln, tauchten die Thürme von Fürstenstein auf, während sich ein ziemlich breiter Fahrweg, den man deutlich mit den Augen verfolgen konnte, bis an den Fuß des Schloßberges schlängelte.

„Dort ist Fürstenstein!“ sagte Hartmut, indem er sich zum erstenmal wieder an seine Begleiterin wandte. „Es ist freilich noch etwa eine halbe Stunde entfernt.“

„O, das macht nichts aus,“ unterbrach sie ihn rasch. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Führung; aber der Weg ist ja jetzt nicht mehr zu verfehlen, und da möchte ich Sie nicht weiter bemühen.“

„Wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Rojanow kalt. „Wenn Sie Ihrem Führer hier den Abschied ertheilen wollen, so wird er sich Ihnen nicht fernem aufdrängen.“

Der Vorwurf wurde verstanden, die junge Dame mochte es wohl selbst fühlen, daß ein Mann, der sie stundenlang durch den Wald geführt hatte, doch wohl eine andere Verabschiedung beanspruchen konnte, wenn sie es auch für nöthig fand, ihn in gemessener Entfernung zu halten.

„Ich habe Sie wirklich schon allzu lange in Anspruch genommen,“ entgegnete sie einlenkend. „Aber da Sie sich mir vorgestellt haben, Herr Rojanow, so muß ich Ihnen zum Abschiede wohl auch meinen Namen nennen — Adelheid von Wallmoden.“

Hartmut zuckte leise zusammen und eine liegende Röthe färbte sein Antlitz, während er langsam wiederholte:

„Wallmoden?“

„Ist Ihnen der Name bekannt?“

„Ich glaube ihn früher einmal gehört zu haben; aber das war in — in Norddeutschland.“

„Sehr wahrscheinlich, denn das ist meine und meines Vaters Heimath.“

In Rojanows Zügen malte sich unverkennbare Ueberraschung, als das vermeintliche junge Mädchen sich ihm als Frau zu erkennen gab, aber er verneigte sich mit voller Artigkeit.

„Dann bitte ich um Verzeihung, gnädige Frau, wegen der fälschlichen Anrede. Ich konnte nicht ahnen, daß Sie vermählt seien, jedenfalls habe ich nicht die Ehre, Ihren Herrn Gemahl auch nur dem Namen nach zu kennen, denn der Herr, der mir damals genannt wurde, stand schon in vorgedrückt Jahren. Er gehörte der Diplomatie an und hieß, wenn ich nicht irre, Herbert von Wallmoden.“

„Ganz recht, mein Gemahl ist gegenwärtig als Gesandter an dem hiesigen Hofe beglaubigt. Doch er wird schon in Sorge sein wegen meines Ausbleibens, ich darf nicht länger säumen. Noch einmal meinen Dank, Herr Rojanow!“ Damit neigte die

junge Frau flüchtig grüßend das Haupt und schlug den abwärts führenden Weg ein.

Hartmut stand unbeweglich und sah ihr nach; aber es lag eine fahle Blässe auf seinem Antlitz. Also doch! Er hatte kaum den Fuß auf deutschen Boden gesetzt, da begegnete ihm schon ein Name und eine Beziehung aus alter Zeit, die ihm mindestens peinlich war.

Herbert von Wallmoden, der Bruder der Frau von Eichenhagen, der Vormund Willibalds und der Jugendfreund — Rojanow brach jäh und plötzlich ab in der Gedankenreihe, denn es senkte sich wie ein scharfer, schmerzender Stachel in seine Brust. Als wollte er etwas von sich werfen, so richtete er sich empor, und wieder zuckte der herbe, verletzende Spott um seine Lippen, der ihm so meisterhaft zu Gebote stand.

„Er hat wenigstens Karriere gemacht, der Dinkell Wallmoden,“ murmelte er halb laut, „und Glück scheint er auch gehabt zu haben. Er muß längst schon graue Haare tragen und erobert damit noch eine junge schöne Frau. Freilich, ein Gesandter ist unter allen Umständen eine Partie, und Adelheid von Wallmoden ist zur Exzellenz geboren. Also daher die kühle Bornehmtheit, die es gar nicht der Mühe werth hält, sich zu anderen Sterblichen herabzulassen! Vermuthlich die diplomatische Schule des Herrn Gemahls, der seine Auserwählte eigens für diese Stellung erzogen hat! Nun, das ist ihm ja trefflich gelungen!“

Seine Augen folgten noch immer der jungen Frau, die bereits am Fuß der Anhöhe war, aber jetzt grub sich eine tiefe Falte in seine Stirn.

„Wenn ich hier irgendwo mit Wallmoden zusammentreffe, und das wird vielleicht nicht zu vermeiden sein, so erkenne er mich zweifellos. Wenn er ihr dann die Wahrheit mittheilt, wenn sie erfährt, was geschehen ist, und mich wieder anschaut mit diesem Verachtungsblick“ — er stampfte in wild ausbrechender Wuth mit dem Fuße und lachte dann bitter auf.

„Pah, was kümmert das mich! Was weiß dies blonde, blauäugige Geschlecht mit dem trägen, kalten Blute von dem glühenden Freiheitsdrange, von dem Sturm der Leidenschaften, vom Leben überhaupt! Mögen sie den Stab über mich brechen! Ich scheue diese Begegnung nicht — ich werde ihr saad zu halten wissen.“

Und mit stolzem Troste den Kopf zurückwerfend, wandte er der schlanken Frauengestalt, die noch auf dem Fahrwege sichtbar war, den Rücken und schritt wieder in den Wald hinein.

(Fortsetzung folgt.)

## Angedruckte Briefe Fritz Reuters.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

### II.

Unerföhlich ist Reuter in immer neuen humoristischen Wendungen, und ob nun die häuslichen Ereignisse, die Landwirthschaft, die Nachbarn ihm die Stoffe geben, immer weiß er ihnen eine originelle Seite abzugewinnen. In dem nachfolgenden dritten Briefe bietet ihm die Schreibweise der ländlichen Arbeiter, in deren Briefen das „und daß wir noch recht gesund sind“ oft in komischer Weise sich wiederholt, Gelegenheit zu scherzhafter Nachahmung.

„Thalberg, den 19. October 1849.

Lieber Fritz!

Damit ich es nicht wieder vergesse: Großmutter läßt grüßen und daß wir noch recht gesund sind und daß heute die Waade<sup>1</sup> nach Schmiedensfelde geschickt ist und wir noch keine Krämpfe in den Waaden haben und noch recht gesund sind; daß die Cholera in Treptow angefangen hat aufzuhören und daß sie auch da noch recht gesund sind und daß Adam und seine Frau hier gestern gewesen sind und sich ersterer wieder sehr unreinlich aufgeführt hat<sup>2</sup> mit Erbrechen und das andere, so daß seine Frau ihm hat das Maul verbieten müssen; wo ich dann durch allerlei Fragen ihn immer wieder aufstachelte, in seinen schmutzigen Expectorationen fortzufahren, und Mutter<sup>3</sup> anstiftete, einen großen Teller voll Obst auf den Tisch zu setzen, damit die Frau Eva mit allerlei verbotenen Gelüsten geplagt wurde, was mir auch prächtig gelang; und daß ich viel Obst aß und noch recht gesund bin. Auch daß

<sup>1</sup> Schleppey zum Fischen. <sup>2</sup> Der Hausarzt Adam drückte sich nach Art mancher Mediziner über menschliche Zustände und Gebreden etwas offen aus, was seiner jungen Frau oft peinlich wurde. <sup>3</sup> Peters' Schwiegermutter.

die Kinder alle noch recht gesund sind. Auch die Tagelöhner mit Weibern und Kindern. H.<sup>1</sup> hat sein Erntefest gegeben, außer mir und Piper<sup>2</sup> war keiner geladen; überhaupt ist H. sehr gnädig gegen mich. Zum Geburtstage desselben kommen alle seine Verwandten, aber keiner aus der Umgegend wird gebeten werden; auch wird ihr Erscheinen nicht gewünscht; er denkt, wie er sich ausdrückt, später eine Herrengesellschaft en form zu geben. — Die Kartoffeln sind gestern herausgekommen und hereingekommen. Ueber unser Haus ist ein großer Frieden und eine heilige Ruhe gekommen; alles geht still und feierlich bei uns zu; Mutter hat mir dies erklärt, sie meinte: weil Henriette<sup>3</sup> gesetzt worden ist, d. h. auf einen Stuhl als Schneiderin, und weil „bei Ketelside von Mariel Strugen ut'n Hus is“. Unsere Hamme hat's nicht mehr da, wo sie's sonst hatte, sondern nun auf den Augen; sie behauptet, ein Zell auf denselben zu haben, was sehr traurig wäre, nicht sowohl für sie, sondern auch für die Welt, weil durch so ein Zell ebenso wenig von außen hinein als von innen hinaus zu sehen wäre und die Welt also den Anblick der schönen Augen verlore.

Ich weiß nicht, ob Ihr dort in jenen Gegenden auch die merkwürdige Erscheinung habt, daß die Welt verkehrt geht: wir stehen hier um acht Uhr des morgens auf, weil es früher noch ganz dunkel ist, und gehen im Schummerabend zu Bett. Da ich nun weiß, daß Deine Uhr ganz richtig geht, weil Du sie ja erst kürzlich gestellt hast, bin ich auf die Vermuthung gekommen,

<sup>1</sup> Nachbar auf Tepleben, der sich als wohlhabender Gutsbesitzer Reuter gegenüber etwas aufgeblasen zu benehmen pflegte und deswegen oft von ihm verspottet wurde. <sup>2</sup> Pfarrer in Tepleben. <sup>3</sup> Die Wirthschafterin.



Photographie im Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

Odaliske.

Studienkopf von Tito Conti.

daß die Sonne nicht mehr richtig geht, wenigstens hier nicht, im Demminer Kreis. Ich schlage Dir vor, Deine Uhr an die Berliner Sternwarte zu verkaufen, ich weiß, man sucht dort eine, die der Sonne das Widerpart halten kann; weil man vermutet, die Sonne sei zu den Demokraten übergegangen. Du kannst ein schön Stück Geld dafür lösen, was sehr gut wäre, da das Deine unter meiner Verwaltung veräußert schnell Abschied nimmt; aber wir leben auch danach! Dein Wein ist hier in Thalberg noch nicht angekommen<sup>1</sup>, er konnte es auch füglich nicht gut, da wir (eine kleine Gesellschaft von 16 Personen, die ich zu Golreider<sup>2</sup> geladen hatte) ihn schon in Treptow ausgetrunken haben.

Das neue Eisen ist hier und das alte ist auch hier und der Töpfer<sup>3</sup> ist nicht hier; der Kerl heißt Erdmann und ich glaube, es ist nicht viel Verlaß auf ihn, weil auf alle irdischen Dinge kein Verlaß ist und ein Töpfer mit Namen Erdmann doch ein sehr irdisches Ding ist.

Nachdem ich Frühstück gegessen habe, fahre ich fort. Dein Sohn R.<sup>4</sup> schreit ganz hübsch, er bildet seine Kehlen wirklich bewundernswürdig aus und ich habe stets das Glück, Zeuge seiner Kehlübungen zu sein, denn sowie er brüllt, hat sich Mine<sup>5</sup> es zur Pflicht gemacht, ihn mir zu präsentiren; überhaupt bin ich mehr Zeuge der Schmerzen Deiner Kinder als ihrer Freuden, was gewiß für mich ein günstiges Zeugniß ist, weil darin die Ueberzeugung meines Mitleids enthalten ist. Ich freue mich auch sehr darüber; es ist sehr erquicklich, so unter Schreien und Thränen umherzuwandeln, es stimmt das Herz zu absonderlicher Milde.

Vorgestern war Leisten wirklich bei mir zum Kaffee, blieb auch zum Abendbrod, wo wir uns einen Braten von dem besagten Hammel zeugten<sup>6</sup> und, um den Prozeß im Gang zu erhalten, eine kleine Bowle Ananaskardinal von Selterwurzelu machten; was wir wohl heute Abend und wahrscheinlich später noch einmal wiederholen möchten, da er jetzt erst dabei ist, mir zu erzählen, was Schrader zu ihm gesagt hat, und gewiß das, was er zu Schrader gesagt hat, doppelt so viel Zeit erfordert. Uebrigens war seine Darstellung sehr klar und einleuchtend, vorzüglich was die medlenburgische Justiz-Kanzellei betraf, über deren Geschäftsgang er mir viele neue Aufschlüsse gemacht hat.

So, lieber Fritz, nun weiß ich nichts mehr, als daß alles beim Alten ist und heute der letzte Weizen geerntet wird. Alles ist wohl auf und die rothen Röcke der beiden Mädchen<sup>7</sup> sind eben aus dem rothen Rod Deiner Gemahlin fertig und geboren worden. Papenthin und Höpfer lassen Dir ihre besten Grüße und Tessin und dessen junge Braut ihre beste Empfehlung<sup>8</sup> vermelden und daß sie noch recht gesund sind.

Sollte dieser Brief etwas zu sentimental für Deinen Geschmack sein, so schiebe es gütigst auf den unglücklichen Umstand, daß ich in Liebe zu einer der Schneidermamsells gerathen bin, die unsere Einsamkeit durch ihre Gegenwart verschönen. Liebliches Geschöpf! wenn mein Fritz Dich erst sieht! Alles, selbst kleine Unregelmäßigkeiten, dienen dazu, ihre Schönheit in ein helleres Licht zu setzen; gestern hatte sie das Unglück, einen Hammel<sup>9</sup> an ihrem Kleide zu haben, er kam mir vor, wie ein Goldrahmen, in den ein schönes Bild gefaßt ist. Oh, Oh, Oh!!!

Sollte Dein Bruder Ernst nicht in Meißel zu Hause sein, so grüße ihn nicht von mir, sondern seine liebe Frau und sage ihr gefälligst, daß ich mich sehnte, sie wiederzusehen, und sage ihr joviell Süßes, als sie irgend mag und Dein altes verdrogetes lebernes Herz, herauszugeben vermag.

Madame Peters, ich empfehle mich Ihnen in Gehorsam und Unterwürfigkeit! Herr Peters, kommen Sie bald und theilen Sie das Glück

Ihres ergebensten

F. Reuter.

Am Mittwoch schicke ich den Wagen."

Die nun folgenden Briefe sind während eines Aufenthaltes in der Wasserheilanstalt Stuer geschrieben, die Reuter von Thalberg aus besuchte. Auch diese Kur in der Wasserheilanstalt hat Spuren in seinen Dichtungen hinterlassen. Wir würden schwerlich die humorvollen Berichte Bräsig's in der „Stromtid“ finden, wenn Reuter nicht aus eigener Erfahrung hätte schöpfen können.

Er war dorthin gegangen, um Heilung von einem quälenden Leiden zu finden, das ihn um so mehr drückte, als es seine Berathung mit Luise, die ihm gerade in diesem Jahre ihr Ja wort gegeben hatte, ins Unbestimmte hinauszuschieben drohte; er war zugleich besorgt um die Gesundheit seiner geliebten Braut, welche in jener Zeit, glücklicherweise irrthümlich, für brustleidend gehalten wurde, und trübe genug mag es oft in seinem Herzen ausgesehen haben. Dennoch begegnet wir in seinen Briefen dem sprudelndsten, oft auch derbsten Humor, der ihm dann wieder selber unbegreiflich erscheint, aus dem er sich selber einen Vorwurf macht.

„Stuer, den 10. Nov. 1847.

Mein lieber Fritz!

Ich habe Dir versprochen zu schreiben und bin jetzt bereit, sothanes Versprechen zu halten; seit dem 5. d. M. erst hier, wirst Du einsehen, wie bereitwillig dies geschieht. Ueber die beiden Fälle, über Großmamas Unwohlsein und dem Asthma des p. Krüger muß ich jedoch noch schweigen, weil mein Aufenthalt hier zu kurz ist, um ein gediegenes Urtheil fällen zu können und ich ungern den Vorwurf auf mich laden wollte, zu einer Sache gerathen zu haben, die sich nachher nicht bewährte. Nur soviel für dies Mal . . .<sup>1</sup>

Du fragst mich nun wohl, wie es mir hier geht und wie es hier aussieht? Nun, die Gesellschaft ist sehr angenehm . . . Das Essen ist gut und reichlich, nur wird Abends und Morgens nur kalte Milch gegessen oder getrunken. (Es herrscht ein heiterer und gemüthlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man sich hier zu allerlei krankhaften Erscheinungen Glück wünscht, daß man folgende Fragen aneinander richtet: Wie viel Geschwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausschlag an Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten? [d. h. zu baden, zu douchen, zu schwitzen, zu brausen, zu sitzen].) Hat nun einer so ein kleines Geschwür, wie ein 4schillingstück groß, so wird er beneidet, hat er eins wie ein Taubenei, so wird er glücklich gepriesen, ist ihm das Heil widerfahren, mit einem von der Größe eines Hühnerreis begnadigt zu werden, so wird er stolz und sieht auf die andern mit Hohnlächeln herab, und ist er gar von der Göttin der Wasserheilkunst mit einem schorfigen Ausschlag über den ganzen Körper gesegnet, so wagt keiner in ehrsüchtiger Schen, ihm zu nahen, gleichsam, als wäre er ein übernatürliches Wesen, oder weil er — zu sehr stinkt. Bis dato kann ich natürlicher Weise noch nicht solche Auszeichnungen aufweisen und bin gehöriger Weise unglücklich darüber; aber man hat sich die möglichste Mühe gegeben, mir Muth einzusprechen. Ich lasse mir des Morgens, sowie ich aus dem Bette komme, 6 Grad kaltes Wasser über den Kopf gießen, siehe hernach des Tages zweimal, jedesmal 10 Minuten, in ebensolchem Wasser, wo mir denn ungefähr so zu Muthe ist, als Deiner G.<sup>2</sup>, wenn sie einen tüchtigen P . . . voll gekriegt hat; trage Tag und Nacht einen kalten, nassen Gürtel von 2 Handtüchern um den bloßen Leib und werde schon in dieser Woche täglich meinen Nachmittags-schlaf in einem nassen Laken halten müssen, vielleicht werde ich auch später die Annehmlichkeit von nassen Strümpfen probiren und die Süßigkeit eines armbiden Wassertrahls von der Höhe von 20 Fuß kosten; doch sind dies bis jetzt noch sehnüchtige Wünsche. — Pindarus singt, Wasser ist das Ursprüngliche, hier ist es aber A und O; Anfang und Ende. Die große Wasserfrage in Lutheri Katechismus: Wasser thut's freilich nicht, ist hier umgeändert und heißt: Wasser thut's freilich! — Alle meine Poesie ist im Wasser eräuft und von alten Gedichten, die ich sonst citiren konnte, ist mir nur der Vers geblieben: An der Quelle saß der Knabe re. (Mein ganzer Lebenslauf ist Wasser, ich werde damit begossen, wie ein Fudel, 19. darin eräuft, wie junge

<sup>1</sup> Die Bemerkung beruht lediglich auf scherzhafter Erfindung. <sup>2</sup> Gaitwirth in Treptow. <sup>3</sup> Der nach dem vorigen Briefe aus Neubrandenburg bestellt worden war. <sup>4</sup> Zweiter Sohn, damals ein Jahr alt. <sup>5</sup> Kinder-mädchen. <sup>6</sup> „Sich zeugen“ ist verhochdeutsch aus dem Plattdeutschen „sich tügen“, i. v. a. sich etwas Angenehmes gestalten. <sup>7</sup> Der beiden Töchterden. <sup>8</sup> Spöttlich gemeinte Grußbestellungen von unbrauchbaren Tagelöhnern. <sup>9</sup> Wasser, erdiger Rand, der sich zuweilen bei feuchtem Wetter am unteren Saume der Frauenkleider bildet.

<sup>1</sup> Reuter kommt in dem Briefe vom 19. November 1847 (vergl. S. 107) auf das Leiden der Großmama und den für sie in Aussicht genommenen Aufenthalt in der Kaltwasserheilanstalt zurück. <sup>2</sup> Die hier und weiter unten in Klammern gesetzten Stellen sind auch von Adolf Wilbrandt abgedruckt. <sup>3</sup> Dreijähriges Töchterchen.

Ragen, sitze darin wie ein Frosch und laufe es wie ein Dachs.) — Aber nun des Scherzes genug, die Hauptsache ist, daß alle ohne Ausnahme sehr mit ihrer Kur zufrieden sind, daß man sich bei allen diesen Geschichten, die einem total widersinnig vorkommen, gut befindet und daß man sich leicht daran gewöhnt. Schon mit dem zweiten Male war ich an den Kram gewöhnt und empfinde nichts Unangenehmes, als daß meine Zeit so sehr zerplittert ist und ich die Absicht, hier etwas zu schreiben, am Ende aufgeben muß.<sup>1</sup> Nur klagen alle Patienten über Schlaflosigkeit, wovon ich jedoch bisher noch nichts an mir bemerkt habe.

Nun grüße mir alle die Deinigen, Deine liebe gute Frau und Großmama vor allen. Denke daran oft, mein bester Freund, daß ich Dich nie vergessen und bis zum letzten Athemzug voller Dankbarkeit und Liebe bin

Dein F. Reuter.

Schreibe auch einmal, wenn auch kurz.

Solltest Du Gelegenheit haben, durch Adam vielleicht vom Pastor K. eins von meinen Büchern, das ich ihm geliehen habe: Die chemischen Briefe von Liebig, erhalten zu können, so bist Du wohl so gut, es mir zu schicken oder in Stavenhagen abzugeben, damit es mir von dort geschickt würde.“

Brief aus Euer ohne Datum.

„Mein alter Fritz!

Wenn ich Dich überhaupt noch mit dem Titel sr. königlichen Majestät, des hochseligen Königs Friedrich II. von Preußen anrede, so geschieht es nur, weil ich Deine notorische Faulheit im Schreiben bemitleide und in Großmuth entschuldige; „liebes Kamehl“ oder „verehrter Theeessel“ würden bei weitem passendere Anreden gewesen sein und hätten sogar vielleicht einen besseren Erfolg, d. h. Antwort zur Folge gehabt. — Doch was hilft aller Jörn, was hilft alles Predigen bei einem eingewurzelt chronischen Uebel, wie das Deine; Du würdest doch nicht schreiben und deshalb ist es besser, daß ich es thue, damit doch wenigstens noch irgendetwas noch so unbedeutender Fuchsteig existire, auf welchem meine Gedanken zu Dir spazieren und Dir meine Aufwartung machen. Du wirst aus dem Ton meines Briefes ersehen, daß mir das Baden nicht alle gute Laune weggewaschen hat und daß die Kälte mich nicht eingeschrumpft hat. Alles, was man mir von Geschwüren, von Ausschlag, von Stinken und dergl. Unnehmlichkeiten prophezeit hat, ist nicht eingetreten und man ist zu dem beruhigenden Resultat gelangt, daß ich keinen Krankheits- und Giftstoff im Leibe habe, kurz, daß man nicht etwas Rechtes mit mir aufstellen kann und daß ich ein Normalmensch bin, wovon Du und Deine verehrte Frau Gemahlin gewiß schon längst überzeugt seid. Sollten in meinen Briefen Dir fremde, nicht verständliche medizinische Ausdrücke aufstoßen, so bitte ich Dich, darüber nachzulesen in: Nam, praktischer Arzt zu Treptow a. T., erster und vorzüglichster Theil, Pathologie für Laien; ferner: Hagergruß-Diätetik von demselben; und noch weiter: Monographie der Flora von demselben; wo Du dann alles leicht verstehen wirst und nebenbei viel Unterhaltung haben wirst. —

Nicht wahr? ich bin ein Narr, einen ernsthaften Brief an einen ernsthaften Mann mit solchen Thorheiten anzufüllen; zumal ich weiß, daß bemeldeter Mann von Geschäften geplagt ist, weil dies gewöhnlich seine bedrängteste Zeit im Jahr ist, da er wohl noch nicht zugesäet hat;<sup>2</sup> ich will mich daher etwas eruster in der Unterhaltung zeigen und als Landmann mich genauer nach Deinen landwirtschaftlichen Verhältnissen erkundigen.<sup>3</sup> Wo: zugesäet hast Du wohl noch nicht? Das schadet auch nicht! Gott ist in den Schwachen mächtig und der Kalender prophezeit noch bis zu Neujahr offen Wetter. — Wie viel Mühe glaubst Du wohl in diesem Frühjahr aufheben<sup>4</sup> zu müssen und von wo ziehst Du jetzt nur Milch zum Kaffee, vielleicht vom Nachbar

<sup>1</sup> Es ist interessant, daß Reuter sich schon damals ernstlich mit dem Gedanken an schriftstellerische Thätigkeit trug, während das erste Buch von ihm erst zu Weihnachten 1852 erschien. <sup>2</sup> Scherzhast gemeint. Die Herbstsaat war um die Zeit längst beendet und Peters war dafür bekannt, daß er die Bestellung sehr beiläufig machte. <sup>3</sup> Es folgen jetzt erst recht „Thorheiten“. Das Jahr 1847 war ein Nothjahr, in welchem namentlich das Vieh durch Futtermangel litt. In Thalberg war indeß alles in gutem Stande, und Reuter richtet nun allerlei scherzende Fragen und Rathschläge an den Freund. <sup>4</sup> Weil sie so matt sind, daß sie nicht ohne Hilfe aufstehen können.

Hilgendorf? — Daß Du eine eigene Grube für gefallenes Vieh hinter dem Schafstall angelegt hast, halte ich sehr gut für die Kompostbereitung, bin jedoch der Ansicht, daß der Tod Deiner Schweine vom zu vielen Fressen herrührt, denn für jedes Schwein täglich ein verhungertes Hammel ist doch zu viel; übrigens lasse doch die noch lebenden Schafe auf den Roggen gehen, wenn der schon so weit sein sollte, daß sie dort etwas finden; die erste Noth muß doch immer zuerst gekehrt werden und, wie Du selber sagst, das Schaf hat einen vergoldeten Fuß. Das wäre denn so das, was die Außenwirthschaft beträfe, die Häuslichkeit ist wohl nicht so glänzend bestellt, doch man kann ja auch nicht überall groß sein. Daß Du in der Kinderzucht das Mögliche und Bortreffliche leistest, ist mir hinlänglich bekannt, doch möchte ich Dich darauf aufmerksam machen, daß Dir die Feinheit, das Exquisite darin abgeht; gestreuet habe ich mich, daß Du daran gedacht hast, E.<sup>1</sup> zu Weihnachten einen Fächer und Glacehandschuhe und A.<sup>2</sup> ein Schnürkleid zu schenken, wenn Du nun noch etwas Pomade, Schminke, Eau de Cologne zc. zufügst, so kann aus den Töchtern etwas Bedeutendes werden; kaufe ihnen doch bei Gelegenheit auch das neueste Komplimenterbuch und vor allem ein Collier, dann wirst Du sie auch bald an den Mann haben.

Nun lebe wohl und antworte, verehrtester Kuchen, damit ich doch erfahre, ob Ihr nicht etwa todt seid. Erlauben Sie, verzeihen Sie, was ist dat för'n oll dämlich Gerede?<sup>3</sup>

Dein F. Reuter.“

Peters' Schwiegermutter leidet an Gicht und Reuter äußert sich ausführlich darüber, ob ihr die Benutzung der Wasserheilanstalt Euer zu empfehlen sei. Interessant dürfte in diesem Briefe Reuters Ansichten über Heilung mit Wasser und über Medicin im allgemeinen sein.

„Euer, den 19. Nov. 1847.

„Mein lieber, guter Fritz!

Du wirst aus meinem Briefe, der, wenn ich nicht irre, an demselben Tage von mir an Dich gerichtet ist, an welchem Du an mich schriebst, gesehen haben, daß ich Dich und Deine Aufträge nicht vergessen habe. Jetzt, da ich Deinen Brief vom 10. d. M. erhalten habe, auch schon längere Zeit hier bin, um sicherere Beobachtungen machen zu können, kannst Du auf zuverlässigere Nachrichten mit Recht hoffen. — Meine Ansicht von der Wasserkur ist in Hinsicht des allgemeinen die folgende: Viele Krankheiten, die beinahe unmöglich von Ärzten geheilt werden können, werden hier geheilt; die Schuld mag dabei durchaus nicht an den Ärzten liegen, darüber will ich nicht reden, weil ich es nicht verstehe, wohl aber liegt sie sehr häufig in den Lokalkitäten und den Verhältnissen der Patienten. Mit aller Mühe von Deiner und Deiner lieben Frauen Seite werdet Ihr nicht imstande sein, Großmama vor jeder Aufregung und Anstrengung zu bewahren, Ihr werdet nicht imstande sein, sie täglich zu bestimmten Stunden zum Spazierengehen zu bewegen, Ihr werdet ihr nicht immer eine durchaus passende Diät geben können, wenn auch noch so ängstlich dafür gesorgt wird, Ihr werdet ihr nicht die regelmäßigen Bäder verschaffen und sie zum regelmäßigen Wassereintrinken anhalten können. Dies ist jedoch hier der Fall und dies ist meiner Ansicht nach im allgemeinen das vorzüglich Lobenswerthe der Wasserkur. Was nun das Specielle der Kur betrifft, so richtet sich die Behandlung nach dem Uebel, und hier kann ich nur Thatfachen berichten, die von mir theils selbst gesehen, theils von anderen glaubwürdigen Personen hier mir erzählt sind. Die Aufzählung von Einzelheiten würde zu nichts nützen, deshalb beschränke ich mich darauf, Dir zu sagen, daß hier eine ganze Anzahl von Gichtischen geheilt worden sind, daß jedoch die Kur langsam geht, vorzüglich bei älteren Leuten. Gewöhnlich ist der Verlauf einer solchen Kur, die in Baden, Schwigen, Tragen von nassen Umschlägen, Sitzbädern, Fußbädern zc. besteht, zuerst mit einer zufriedenstellenden Besserung, später mit allerlei Geschwüren an mancherlei Stellen des Körpers, Ausschlag, zuweilen über den ganzen Körper; hernach vielleicht von einer bedeutenden Verschlechterung des Befindens und wiederholtem Ausschlag verbunden, bis dann diese Ausschüßungen geheilt und der Kranke geheilt entlassen wird. Das Baden selbst, das Schwitzen und alle die ein-

<sup>1</sup> Dreijähriges Töchterchen. <sup>2</sup> Zweijähriges Töchterchen. <sup>3</sup> Gerede. <sup>4</sup> wörtlich.

zelenen Prozeduren sind Kinderspiel, man gewöhnt sich sehr bald daran, schlimmer ist der Zustand, wenn die Geschwüre und der Ausschlag kommen, wo dann auch sehr über Schlaflosigkeit geklagt wird; indessen versichern alle, daß man bei aller Schlaflosigkeit doch nicht erschöpft sei. Wie Du siehst, kann durch alle diese Zwischenfälle die Kur sehr in die Länge gezogen werden. Ich für meine Person muß erklären, daß ich noch nie so auf dem Damme gewesen bin, wie jetzt, obgleich ich die Kur jetzt vielleicht am schärfsten gebrauche. Ausschlag habe ich noch nicht, werde ihn aber wohl kriegen. — Essen und Trinken ist gut, und ich meine, die Kranken langen zu! Deine Frau kann sich freuen, wenn ich wiederkomme, die Wurst wird nicht sauer und die Spidgans nicht zu alt werden.

Mein lieber Fritz, Du bist ein verständiger Mensch und wirst gewiß mich soweit kennen, daß ich das Beste zu thun glaube,

wenn ich zurathe, Du wirst aber auch nicht so ungerecht sein und mir Vorwürfe machen, wenn es sich nicht zum guten wenden sollte; das steht in Gottes Hand! Daß ich nicht ein alberner Nachbeter neu aufgekommener Wahrheiten bin, weißt Du, und noch heute habe ich dreist in Gegenwart von Leuten, die die Wasserheilkunst in den Himmel erheben und die übrige Medizin verdammen, die letztere allein gegen fast alle in Schutz genommen, ich bin von allen der kühlfte Verehrer der Wasserkur, vielleicht weil ich der zuletzt angekommene bin, darum wird mein Rath kein übertriebener sein, und mein Rath ist, schicke Deine Mutter hierher. — — — Grüße meine liebe Freundin, Deine gute Frau, und sage ihr, wenn ich nach Th. käme, würde der Kaffeetopf Ruhe vor mir haben, den wird man hier ab. Lebe wohl und schreibe an Deinen Freund.

J. Reuter."

## Roberts erste Liebe.

Eine Faschingsgeschichte von Hans Arnold.

Mit Zeichnungen von R. Gutschmidt.



ie Welt stand im Zeichen des Pfannkuchens! Der Fastnachtsdienstag wintte in aller nächster Nähe, und groß und klein wurde von einer unbezwinglichen Sucht ergriffen, sich zu maskiren!

Auch das Haus des Doktors Rademann entging der allgemeinen Epidemie nicht, — ja sie trat dies Jahr sogar in ein ernsteres Stadium. Hatten sich bisher die Kinder des Hauses damit be-

gnügt, alte Hüte von der Mutter aufzulegen, den Pelz des Vaters verkehrt umzunehmen, oder höchstens, als besonders ausgefuchtes Vergnügen, sich ihre gegenseitigen Kleider anzuziehen und mit einer einzigen Larve, die allen gemeinsam gehörte und aus unbekanntem Zeiten stammte, die Wohnung zu durchrasen, überzeugte, ganz unkenntlich zu sein, so war in diesem Jahr eine Einladung zum Kindermaskenball an die Familie ergangen und soeben erst angenommen worden.

Die verspätete Zusage — sehr kurz vor dem festlichen Tage — hatte ihren Grund in dem durchaus gerechtfertigten Abscheu des Vaters gegen Kinderbälle in jeder Form — ein Abscheu, der von seiner Frau theoretisch so lange aufs tiefste getheilt wurde, als die Versuchung, ihre Kinder zu maskiren, nicht praktisch an sie herangetreten war.

Das Fünftlein weiblicher Eitelkeit aber, welches im Herzen jeder Mutter schlummert, war bei dem Gedanken, Robert, Tony und Minchen in Charakterkostümen glänzen zu sehen, zu verzehrender Flamme aufgelodert, in der die Einwände des Gatten wie Flor verbrannten und zu nichts wurden.

Das zweite Hinderniß war schwieriger zu besiegen gewesen. Robert, der Quartaner, befand sich in dem Stadium, in welchem Jungen alle Versuche, ihre äußeren Reize durch Toilettenkünste zu erhöhen, für etwas Unmännliches und Verächtliches ansehen, und die freundliche Einladung zum „Kindertänzen“, wie in diesem Fall der Kunstausdruck hieß, hatte bei dem Erstgeborenen des Hauses ein dumpfes Wuthgeheul zur Folge: „Ich gehe nicht — fällt mir gar nicht ein!“

Der Vater war auf Roberts Seite, erstens aus den bereits vorher erwähnten pädagogischen Grundätzen überhaupt, und zweitens, weil er nach seiner ungalanten Bemerkung der Ansicht war: „Meine Mädels sind von Natur Affen — das liegt in der Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts — warum ich mir aber den Jungen künstlich zum Affen machen lassen soll, das sehe ich nicht ein!“

Wenn uns nun jemand fragt, wie Roberts moralischer Widerstand gegen das „Vergnügen“ schließlich gebrochen wurde, so müssen

wir allerdings beschämt bekennen, daß sich sein männliches Herz gegen Bestechungsversuche nicht gestählt erwies, und daß die verlockende Verheißung eines neuen Taschenmessers mit zwei Ringen, wie Robert deren durchschnittlich zwölf im Jahr mit Entzücken zu bekommen und mit Thränen zu verlieren pflegte, seine Abneigung gegen gefellige Freuden überwand, so daß auch er seine Persönlichkeit in den Dienst des Carnevals stellte.

Die Frage der Kostümierung erregte demnächst noch einen „Sturm im Wasserglase“. Der Vater hielt sein Portemonnaie mit Hartnäckigkeit zu, da er für dergleichen Unsinn keinen Pfennig übrig zu haben behauptete, und die Doktorin mußte mit allem Scharfsinn, der weiblichen Herzen zu Gebote steht, aus dem Vorhandenen Neues zu schaffen suchen. Die Wahl der Verkleidung wurde denn diesem „Vorhandenen“ durchaus angepaßt.

Robert sollte auf Rechnung eines großen Filzhutes, der von Generation zu Generation als auffällig beiseite geschoben worden war, als Fuhrmann erscheinen — ein Kostüm, das um so leichter zu beschaffen war, als ein biederes Nachthemd, mit rothwollenem Band besetzt, und ein Paar leberne Schulmamsprechliche den übrigen Anzug vervollständigten. Da Robert noch die Stallweische in der Hand trug, so war die historische Treue des Kostüms auffallend — wer sich einen Fuhrmann anders gedacht hatte, der konnte uns eben aufrichtig leid thun und mußte sich mit seiner Enttäuschung abfinden, so gut er es imstande war.

Minchen war mit ähnlich einfachen Hilfsmitteln zu einem Bauernmädchen umgewandelt worden, wobei ihr das Vorhandensein eines alten, schwarzen Sammetmiederchens mit goldenen Knöpfen, in dem die Mutter vor etwa fünf und zwanzig Jahren als Bäuerin auf einem Volterabend gegläntzt hatte, ein bedeutendes Uebergewicht über ihre Geschwister verlieh.

Was endlich Tony, die Fünfjährige, betraf, so hatte man aus einem Stück Möbelkattun, das sich noch vorfand, einen herrlichen Hanswurstanzug für sie geschneidert, der, mit Schellenlappe und Peitsche vervollständigt, Tony zum Glanzpunkt der Familie erhob.

Die Mutter, mit dem stolzen Gefühl: „und ich, die all dies Herrliche vollendet“ — pugte eben ihre Gesellschaft an, die sich nach kindlicher Sitte bei grellem Tageslichte in den Ballsaal begeben sollte.

Robert war sich äußerst peinlich in seiner Maste und nahm jeden ihm vom Dienstpersonal oder den Schwestern geschenkten Blick lächelnder Bewunderung als tödliche Beleidigung auf, die er durch wüthendes Anrennen mit gesenktem Kopf rächte, so daß der Vater ihm die Versicherung gab, als zorniger Ziegenbock würde er sich viel naturgetreuer machen wie als Fuhrmann, da ein solcher sich gestitteter zu betragen pflege.

Minchen stand in seliger Selbstverunkenheit vor dem Spiegel und betrachtete ihr eigenes Bild, wobei nur düstere Zweifel ihre Seele bewegten, ob sie nicht „was um den Hals“ haben müßte — eine Annahme, welcher die Mutter durch die mehr kühnen als begründeten Worte: „Bäuerinnen haben nie etwas um den Hals!“ ein schnelles und beschämendes Ende bereite.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



Robert, der es trotz seiner anscheinenden Uebellanne nicht erwarten konnte, bis man „losging“, wie er sich ausdrückte, beschwor inzwischen die Mutter um Verhaltensmaßregeln für seine Schwestern. Dieselben sollten sich verpflichten, auf dem Maskenball sich gar nicht um ihn zu kümmern, namentlich nicht Minchen. „Die kenne ich!“ setzte der Jüngling düster hinzu, „die fürchtet sich dann und schämt sich, und dann küßt sie mich! Da gehe ich sofort nach Hause! Wenn sie nicht verspricht, daß sie mich gar nicht anrührt, gehe ich nicht mit!“

Minchen mußte denn einen körperlichen Eid schwören, sich jeder geschwisterlichen Zärtlichkeit streng zu enthalten, widrigenfalls sie von den Freunden der Geselligkeit ausgeschlossen werden würde. Und Tony? Tony war bereits in ihr ledes Hanswurstkostüm geküßt, die Mutter gab ihr Anweisungen, daß sie ganz wohl, ohne der Schlichtheit ins Antlitz zu schlagen, die Festgenossen mit der Britische etwas klopfen dürfe — da wurde Tony plötzlich von furchtbarer, jäher Angst vor dem Maskenball, vor dem ersten Ausflug in die Welt ohne Mutter und Kinderfrau befallen — sie erbleichte, erklärte schluchzend, sie habe Leibweh, und froch als weinender, menschenhauer Hanswurst mit allen Kleidern ins Bett, wo sie bei jedem Versuch, sie zu den Ballfreunden zu bereden, laut heulte, so daß der Mutter schließlich nichts anderes übrig blieb, als sie von dem Besuch des Maskenfestes zu entbinden. Denn ein in Thränen schwimmender Hanswurst hätte doch einen zu wenig charakteristischen Eindruck gemacht!

Etwas niedergeschlagen über diesen Zwischenfall zogen denn nun die beiden Großen ab und traten zur Minute — bei Kindern gilt zu spät kommen noch nicht für fein! — in den Saal.

Ein Versuch Minchens, ihren Bruder in diesem bangsamen Augenblick an der Hand zu führen, war von diesem als Vertragsbruch durch einen tüchtigen Fuß geahndet worden, und so standen denn die Kinder, etwa zwanzig an der Zahl, sich stumm und bekniffen gegenüber, während die kleinen Wirthe, selbst etwas scheu, zwischen ihren Gästen herumgingen und jeden derselben durch die Frage: „Als was bist Du denn?“ in tödliche Verlegenheit setzten, da keiner sich selbst zu charakterisiren wünschte.

Die Eleganz der Masken war übrigens durchschnittlich dieselbe; nur einige etwas größere Mädchen waren zierlicher gekleidet, und unter diesen zeichnete sich eines, ein etwa dreizehnjähriges Fräulein, durch allerliebste Kokotracht, gepuderte Perücke und ein frisches,

niedliches Gesichtchen aus, das unserm Robert, trotz seiner allgemeinen Weiberscheu, einen tiefen Eindruck machte, so daß er die kleine Altfranzösin mit feinen Augen auf Schritt und Tritt verfolgte

und innerlich beständig die Frage erwog, ob er wohl mit ihr tanzen dürfte, — ein Zweig der Ausbildung, der bei ihm bisher auf der äußerst kindlichen Stufe möglichst lauten Trappens mit beiden Stiefeln zugleich stand.

Die Chokolade, diese Krone jedes Kinderfestes, war eben gebracht worden, und die Masken nahmen gesittet an einem langen Tisch Platz, wobei die von der Herrin des Hauses mit Rücksicht auf die Schonung der Toilette angebotenen und vertheilten Servietten sich bei den verschiedenen Zerlinen, Räubern und Spanierinnen etwas grotesk ausnahmen.

Nachdem das Mahl in schweigender Formlichkeit eingenommen worden war — die heitere Konversation pflegt bei Kindern stets erst nach dem Essen zu beginnen! — wurde im andern Zimmer eine Polonaise gespielt, und die Knaben wurden freundlich aufgefordert, sich je eine Dame zu wählen — eine Zumuthung, die unserm Robert wenigstens den Angstschweiß austrieb, da

alle solche Entschlüsse jedem Jungen zwischen acht bis fünfzehn Jahren entzeglih sind.

Er hielt sich denn auch scheu und verlegen zurück, sah seine reizende Kokotodame mit einem großen, als Fischer verkleideten Obertertianer — der noch dazu im Latein Vorleser war! — abschweben und erlebte selbst das Furchtbare, daß er den richtigen Augenblick ganz veräumte und von der Wirthin zu seiner eigenen Schwester geführt wurde, die ebenfalls sitzen geblieben war, und mit der er nun, wie ich vermuthete, beiden nicht zum Hochgenuß, zähneknirschend Polonaise tanzen mußte — ein bitterer Hohn auf seine Absicht, sich gar nicht um die Geschwister zu kümmern.

Als dieser Tanz überstanden war und eine muntere Polka die kleine Gesellschaft durcheinander wirbelte, brach allgemeine Heiterkeit los.

Ein kleiner, etwa vierjähriger Junge, der als Nonne verkleidet war, vergaß ganz seiner weiblichen und geistlichen Würde und schlug unverdrossen Parzelbäume. Ein spanischer Grande und ein Konditor, die sich als erbitterte Massenfeinde

schon lange nach einer Gelegenheit sehnten, ihren Gefühlen Luft zu machen, prügelten sich mit wahrer Wonne in einer Ecke latham durch, und nur ein armer, kleiner Gnom in braunem Futterkattun vergoß Thränen, da sein angeklebter Nachbart ihm durchschnittlich



fünf Mal in der Minute los ging, wieder angepicht wurde und wieder losging. Schließlich rief der wohlgemeinte Rath: „Laf ihn doch ganz weg!“ eine wahrhaft verzweifelte Stimmung bei dem unglücklichen Besizer hervor, da er diesen Bart als Hauptgrund und Zweck des ganzen Maskenballs angesehen hatte.

Während folchergeftalt alles mit verschiedenen Empfindungen und Zerstreungen beschäftigt war, stand unser Robert in der Fensternische und kämpfte innerlich die verzehrendsten Kämpfe. Sein jugendliches Herz war von dem ersten Pfeil des Liebesgottes getroffen worden, und er hätte Welten — vielleicht sogar das verbeißene Taschmesser! — um einen Hopyer mit der Kokofodame gegeben, die schon ganz regelrechte Pas zu machen verstand und beständig mit einem oder dem andern Zungen sich im Kreise drehte.

Daß Robert der Erkorenen seines Herzens nur ungefähr bis an die Schulter reichte, steigerte seine Leidenschaft womöglich noch.

Zum Entschluß konnte er aber nicht kommen, er stand und stand, den günstigsten Augenblick abwartend, und wies jede andere sich ihm darbietende Gelegenheit zum Tanzen mit männlicher Raubheit und der einzigen Silbe „weg!“ ab, mit der er sich ihm freundlich nahende junge Damen wie Brummfliegen verschickte. Zum kräftigeren Ausdruck seiner Gefühle riskirte er wohl sogar auch einen kleinen Schubs, wenn die Tanzlustigen sich durch die erste Abweisung nicht gleich einschüchtern ließen. Sein Antheil an den Freuden des Tages blieb daher, vom reichlichen Nuchengenuß abgesehen, ein ziemlich negativer, während Minchen, an deren Wiege die Grazien nicht gestanden — hoffen wir, weil sie vor dem Zudrang der Mufen keinen Platz gefunden hatten! — als fröhliches Elefantentab mit den andern, schlimmstenfalls auch mit sich selbst im Kreise sprang.

Daß der Abend nicht zu Ende ging, ohne daß Robert den Niesenentschluß ausführte, seine Flamme zum Reigen zu führen, und daß diese auch mit einem Auhlen: „Meinetwegen!“ sein Flehen erhörte, verdient hervorgehoben zu werden, wie denn Robert die feste Absicht faßte, sich dessen der Mutter gegenüber zu rühmen: „Ich habe mit der Hübschesten getanzt!“

In diesem Entschlusse wurde er freilich im Verfolge seiner Ballunterhaltung wieder schwankend, die nur darin bestand, daß die Schöne, nachdem er zweimal mit ihr ohne jede Ahnung von den Forderungen der rhythmischen Künste halb durch die Stube gehoppert war, ihm einen kleinen Stoß vor die Brust gab und mehr wahr als zart bemerkte: „Du Schaßkopf, Du tanzt ja gar nicht tanzen!“

Vernichtet zog sich Robert zurück und fühlte sich wirklich zur schwärzesten Weltverachtung geneigt, als in dem Augenblick die Musik schwieg und in die allgemeine plötzliche Stille hinein das Dienstmädchen des Hauses mit weithin vernehmlicher Stimme rief: „Die Kleinen vom Herrn Doktor Rademann werden abgeholt!“ Auf diese schwachvolle Aufforderung hin mußte sich Robert mit Minchen im Bunde der Dame des Hauses empfehlen und als „Kleiner“, „Abgeholtter“ noch den nagenden Zweifel im Busen mit forttragen, ob „der Schwarz“, der Dämon der Quarta, der seinem Charakter ganz untreu als schuldloser Schäfer erschienen war, diese unsterbliche Blamage mit angehört habe und Roberts sociale Stellung in der Klasse durch Wiedergabe derselben vernichten würde.

Die derbe Kokofodee hatte jedenfalls das Schreckliche nicht vernommen, — das war ein Trost! Sie stand fächererschlagend

und eifrig plaudernd mit einem Schornsteinfeger, der zu Oftern süßen gebacken und daher nur aus unbegreiflicher väterlicher Nachsicht auf den Ball gelangt war, in einer Fensternische und überfah unsern Robert vollständig. O Bitterkeit und doch Süßigkeit der ersten Liebe!

Als die beiden kleinen Masken mit einer Menge Gewinne aus einer Lotterie zu Hause angelangt waren und dieselben vor den staunenden Blicken der Eltern ausgekratzt hatten, die diesen Lugus für „rechten Unsinn“ erklärten, begann Minchen mit schnatternder Geläufigkeit alle Erlebnisse des Balles mitzutheilen, wobei verschiedene: „Siehst Du, Tony!“ der kleinen Schwester die Unflughheit ihres Verzichtes auf weltliche Vergnügungen klar machen mußten.

Die Geschwister opferten übrigens auf dem Altar der Geschwisterliebe einige Gewinne — Minchen ein angebissenes Zuckerschaf und Robert einen köfigefüllten Bonbon — eine That, der er jeden Nimbus der Großmuth sofort durch den Zusatz raubte:

„Solche esse ich nicht!“

„Nun, habt Ihr denn auch getanzt?“ erkundigte sich die Mutter, die mit gerechtem Stolz auf ihre Ballfinder blickte.

Minchen bejahte eifrig und wichtig, während Robert sich mit einem Achselzucken und Errotthen begnügte, welches dem Scharfblick der Mutter bedeutungsvolle innerliche Erlebnisse verrieth.

„Wer war denn die Hübscheste?“ frug sie scheinbar unbefangen.

„Die Große!“ brachte Robert mit Entschiedenheit hervor.

„Wie hieß sie denn?“ forschte die Mutter weiter.

„Ich glaube, Neumann,“ bekannte Robert erröthend, dessen einzige Unterhaltung mit seiner „ersten Liebe“, wie wir wissen, nicht so ermutigend war, daß sie ihn zu Fragen nach den

Personalien der Angebeteten hätte berechtigen können. —

Die nächste, sichtbare Folge der erwachten Reizung war, daß die Wände und die weißlackirten Fensterbretter in Roberts Stube verschiedene kunstvolle N in deutscher und lateinischer Sprache zeigten. Roberts Leidenschaft, den theuren Namen nach dem Vorklang des bekannten Liedes „in alle Wunden“ einzuschneiden, ging sogar noch weiter: als der Klassenlehrer den Liebenden wegen mangelhaft gelernter Vokabeln zu der schwachvollen Strafe des „Gedestehens“ verdammt, versüßte dieser sich den schmerzlichen Augenblick dadurch, daß er in die Wand der bewußten Ecke ein etwas mißgebornes Herz eintrastete, worin sein und der vornamenlosen Neumann Anfangsbuchstaben prangten.

Die Eltern nahmen von der zarten Reizung ihres Sohnes, die so jeder Nahrung von außen entbehrte — er hatte „die Neumann“ seit dem Maskenabend nie wieder gesehen! — weiter keine Notiz, nach dem bewährten Grundsatz, daß solcher Blödsinn am ersten ein Ende nimmt, wenn man sich gar nicht darum kümmert.

Nur der Vater legte bei einer besonders abscheulich ausgefallenen Schularbeit den Finger roh an die blutende Wunde, indem er dem erziehlischen Kopfstück noch die verbitternde Bemerkung hinzufügte: „Wenn das die Neumann wüßte!“ eine Aeußerung, die, da der betrübende Fall „vor der Minchen“ erdörtet wurde, Robert mit rebellischer Empfindung gegen das Oberhaupt der Familie erfüllte.

Daß von den Eltern vorausgesehene Ende der Leidenschaft sollte in schneller und unerwarteter Weise hereindringen.

Robert ging an einem schönen Wintertag nach der Schlittschuhbahn, von der Mutter, Minchen und Tony begleitet, die ihn



in einem besonders kunstvollen „Bogen“ auf dem Eise bewundern sollten. Er hielt sich natürlich etwas abseits von den Seinigen, da eine Mutter und gar Schwestern zu besitzen zwar innerhalb der vier Wände des Hauses ganz angenehm und schätzenswerth sein kann, sich aber zu einem beschämenden Gefühl zu steigern pflegt, wenn man „Bekannt“ begegnet.

Die etwas gereizte Frage der Mutter, was denn eigentlich daran so blamabel sei, erwiderte Robert mit der überraschenden Eröffnung: „Nun, wenn zum Beispiel der Schwarz dann fragt: ‚Das waren wohl Deine Schwestern?‘ da schäme ich mich zu Tode!“ — ein räthselhafter innerer Vorgang, dessen Berechtigung von der Mutter nicht anerkannt wurde.

Die Folge war also, daß Robert die Breite der Fahrstraße zwischen sich und die Seinigen legte und so unbefangen ausfiel, als gingen sie ihn gar nichts an.

Er beglückwünschte sich innerlich um so mehr über sein Verhalten, als eine Gruppe von Damen sich der Mutter zugesellte, die ebenfalls Ehre auf dem Eise zu bewundern wünschten und dieselben sogar zum Theil mit sich führten.

Zu Roberts sprachloser Empörung winkte die Mutter ihn jetzt heran, sein Inognito grausam vernichtend: „Komm nur, Junge, warum hast Du Dich denn so?“ worauf er zögernd näher schlich.

„Die Jungen können ja zusammen gehen, Frau Neumann,“ wandte sich die eine der Damen an die andere, mit dem theuren Namen Roberts Herz zu schnelleren Schlägen bringend: am Ende konnte er hier gar mit dem Bruder der Angebeteten in wünschenswerthe Beziehungen treten!

Die Mutter wandte sich auch nach ihm um und warf ihm einen lächelnd verständnißvollen Blick zu. In dem Augenblicke erhob der von Frau Neumann mit den formlosen Worten „Das ist Meiner!“ gekennzeichnete Junge seine Stimme, sah Robert mit einem frischen, freundlichen Gesicht an, das diesem merkwürdig bekannt vorkam, und sagte lachend: „Ach, das ist ja der, der neulich mit mir tanzen wollte und nicht konnte!“

Das war das Ende von Roberts erster Liebe. Die Kokofodame war ein Tertianer — die Neumann war der Neumann — und Robert war der Blamirteste unter allen Schuljungen des 19. Jahrhunderts!

Wie er den vernichtenden Schlag aufzufaßte, den die Mutter nicht unterlassen konnte, durch ein herzliches Gelächter zu feiern, das kann man sich wohl denken! Er machte kurz auf dem Absatz kehrt, rannte, Schlittschuhfreuden und alles vergebend, schnurstracks nach Hause und schloß sich in seine Stube ein, wo er den ganzen Nachmittag dazu verwendete, alle N von der Wand und den Fensterbrettern viel sorgfältiger abzukragen, als er sie hingewalt hatte.

Das Stillschweigen seiner Schwestern aber sicherte er sich in der zarten Weise, daß er ihnen freundlich ankündigte: „Wer jemals noch ein Wort von ‚der Neumann‘ zu mir sagt, der mag's nur probieren — den schlage ich einfach todt!“

Da nun die beiden jungen Damen zu dieser Erfahrung keine besondere Lust verspürten, so wurde Roberts erste Liebe bald im Schoße der Familie mit Stillschweigen übergegangen, — und wenn sie zu seinem Potterabend einmal wieder auftauchen sollte, so wird er bis dahin wohl ruhiger darüber denken gelernt haben!

## Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Stachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

In der großen Stube des Gerichtskreischams hatte man den Todten auf eine Tischplatte gelegt und ihn bis hoch hinauf mit neu abgebrochenem Gezweige bedeckt; nur Brust und Kopf waren frei. Klose trat heran und hatte vor, mit der Protokollaufnahme zu beginnen. Aber der Marsch im Sonnenrand war doch so beschwerlich gewesen, daß er davon Abstand nehmen und nicht bloß um der andern, sondern auch um seiner selbst willen ein kurzes Ausruhen in einer kühlen schattigen Nebenstube vorschlagen mußte, welche Pause dann freilich von der draußen harrenden Menge sofort dazu benutzt wurde, in den bis dahin abgesperrten Saal vorzudringen. Auch Lehnert war unter denen, die sich herzubräugten, blieb aber in Nähe der Thür und mied es, vor das Angesicht des Todten zu kommen.

In der kühlen schattigen Nebenstube hatte sich inzwischen alles zusammengefunden, was zur Obrigkeit gehörte, Fragen und Vermuthungen aller Art, wie sich denken läßt, waren ausgetauscht worden, und als schließlich auch einige Gerichtspersonen von Arnsdorf und Giersdorf her erschienen, trat Klose von der Nebenstube her wieder in den Saal und sagte: „Wir wollen nun anfangen. Ich werde Fragen stellen und drüber wegsehen, daß hier ihrer viele sind, die besser draußen wären und geduldig abgewartet hätten, ob wir ihrer Aussage vielleicht bedürfen werden. Zunächst aber geben wir dem Todten das Wort. Sein Blut verflucht seinen Mörder. Er hat aber auch gesprochen, als er noch bei Leben war, und seine letzten Worte halte ich hier in Händen.“

Und der alte Gerichtsmann zog ein Notizbuch aus der Tasche, das er unmittelbar nach Auffindung des Todten zu sich gesteckt und gleich danach, am ersten Rastplatz schon, einer flüchtigen Einsicht unterzogen hatte.

„Dies ist Opitz' Notizbuch,“ fuhr er fort. „Als Opitz wußte, daß er in aller Einsamkeit sterben müsse, hat er mit schwerer Hand seinen letzten Willen hier eingeschrieben. Alles nur kurz und abgerissen und Blutsprossen dazwischen.“

Alles drängte bei diesen Worten näher, und die zu hinterst standen, hoben sich auf die Fußspitzen, um kein Wort zu verlieren.

„Die Kräfte verlassen mich,“ so begann jetzt der alte Gerichtsmann aus Opitz' Notizbuch vorzulesen. „Geschossen bin ich um die neunte Stunde . . . Wenn ich sterben sollte, eh' ich gefunden werde, so wisse man, daß ich von einem Wilddiebe geschossen bin, der war ganz nahe mit Doppelflinte, wahrchein-

lich ein Böhmischer, ziemlich groß in braunem Rock und Hut und falschem Bart . . . Eltern und Geschwister, lebet wohl, und Du, meine gute Frau, der ich viel abbitte, lebe wohl! Ich bitte den Herrn Grafen, daß er Euch versorge, da ich mein Blut in seinem Dienst vergossen habe . . . Lebet wohl; Gott sei mir gnädig! Betet für mich! Ich habe große Schmerzen. Güter Gott, erbarme Dich meiner. Herr Graf, Sorge für die Meinigen, ich habe mein Blut für Dich vergossen . . . Ich schreie so sehr und habe mein Gewehr abgeschossen, daß man mich höre, aber kein Mensch hört mich. O Gott, erlöse mich! Betet für mich und denkt nicht auf Rache . . . Gott vergebde meinem Mörder und erbarme sich meiner . . . Meine Leiden sind groß.“

Als Gerichtsmann Klose diese seine Vorlesung geschlossen und das Notizbuch wieder zu sich gesteckt hatte, ging ein Gemurmel durch den Saal. Es war das Gemurmel der Theilnahme, der Zustimmung, des Erschütterteins. Opitz war wenig beliebt gewesen und unter denen, die da standen, Männer und Frauen, waren viele, die seinen Tod mehr als einmal gewünscht hatten; aber nach Anhörung dieser Worte regte sich doch das Mitleid. Und daß er so sehr für seine Frau bat, für dieselbe Frau, der er viel Herzeleid angethan hatte, der er nun aber auch abbat, das versöhnte mit ihm, und eine der Frauen sagte: „Wer das gedacht hätt!“

Der alte Gerichtsmann unterbrach diese dem Todten so günstige Stimmung nicht, und erst als sich die Erregung gelegt hatte, nahm er die Verhandlung wieder auf: „Und nun frag' ich nach dem Mörder! Wer war es? In dem Notizbuch heißt es, daß es ein Böhmischer war . . . Ich glaube nicht, daß es ein Böhmischer war; ich glaube, daß wir ihn hier auf unserer Seite suchen müssen und daß er, wenn wir alles sehen könnten, was sich klug verbirgt, daß er vielleicht in diesem Saale zu finden wäre.“

Während Klose so sprach, sah er absichtlich nur auf den Todten und vermied es, weil er nicht vor der Zeit den ganz bestimmten Ankläger machen wollte, nach der Stelle hinzusehen, wo Lehnert stand. Aber seine Vorsicht war nicht mehr von nöthen; inmitten der Aufregung, welche durch die Vorlesung der Notizbuchblätter hervorgerufen worden war, hatte sich Lehnert aus dem Saal entfernt, unbekümmert darum, ob sein Verschwinden auffallen werde oder nicht.



Madame Pompadour und Marquis Posa auf dem Maskenball.  
Zeichnung von H. Schlitt.



Madame Pompadour und Marquis Posa am nächsten Morgen.  
Zeichnung von H. Schmitt.

Vom Gerichtskreisshaus aus bis zum „Goldenen Frieden“ war die Dorfstraße leer, und erst als Lehnert an dieser Stelle links einbiegen und auf dem mehrerwähnten Schlängelwege nach dem tiefer gelegenen Wolfshau hinunter wollte, sah er Frau Dpitz auf eben diesem Schlängelwege herankommen und trat seitab in den Schatten eines hier stehenden Schuppens, um nicht gesehen zu werden. Frau Dpitz sah ihn auch wirklich nicht und schritt ihrerseits auf den Gerichtskreisshaus zu, wo sie, wie man ihr in Wolfshau gesagt hatte, den Todten finden würde. Jeder war erschüttert, als sie hier in den Saal trat und dem Todten das Haar aus der Stirn strich und ihn küßte, und wenn sich schon vorher ein Stimmungsumschlag zu Gunsten Dpitz' gezeigt hatte, so vollends jetzt. Die Männer hielten wohl noch zurück, aber die verheiratheten Frauen fuhren mit dem Schürzenzipfel nach dem Auge, wenn sie nicht geradezu schluchzten und weinten. Einige drängten sich an die nun Verwitwete heran und baten, sie nach Hause begleiten zu dürfen, wobei sie hoffen mochten, noch 'was Besonderes zu hören, die gute Frau war aber entweder zu schwach oder wollte sich nicht von dem Todten trennen. Jedenfalls nahm sie statt der Anerbietungen ihrer Wolfshauer Nachbarn lieber das Auerbieten der Kreisshauswirthin an und setzte sich zu dieser in die Küche. Das geschäftige Treiben hier that ihr wohl und zerstreute sie, denn sie hatte den Hausfrauensinn, der sich auch in diesem Augenblicke nicht verleugnete.

Drinnen im Saale war mittlerweile das Bild ein anderes geworden. Es gab nichts mehr zu hören und zu sehen, und so vertiefen sich die bloß aus Neugier Herzgeströmten, und nur die, die wegen des Protokolls pflichtmäßig zu bleiben hatten, blieben noch und suchten sich über einige fragliche Punkte zu einigen. Die That selbst lag klar vor. Aber die Frage „wer“ blieb durchaus unentschieden und wurde durch Dpitz' Aufzeichnungen, der auf einen „Böhmischen“ gerathen hatte, mehr verwirrt als aufgeklärt.

„Es war kein Böhmischer,“ wiederholte Gerichtsmann Klose, der seinen ohnehin starken Verdacht gegen Lehnert durch das plötzliche Verschwinden desselben nur noch bestätigt sah, „es war kein Böhmischer, und wenn ich Bestimmung zu treffen hätte, so bräde wir in dieser Minute noch auf, um Lehnert Menz in Verhaft zu nehmen. Alles deutet auf ihn, auf ihn und keinen andern. Er hat Sonnabend sechs Uhr Wolfshau verlassen, ist das Gehänge hinaufgestiegen, und die Schulkinder haben ihn gesehen. Um acht Uhr muß er oben gewesen sein, um neun Uhr ist es geschehen, um zehn Uhr war er auf der Hampelbaude. Niemand anders ist im Wald oben betroffen worden. All das sagt genug. Zudem wissen wir, daß er noch von 1870 her einen Span mit Dpitz hatte, und als vorhin alles, was draußen war, in den Saal drängte, hat er immer im Hintergrunde gestanden, statt mit in vorderster Reihe zu stehen, wie doch sonst wohl seine Art ist; und als das Notizbuch von mir vorgezeigt und sein Inhalt verlesen wurde, da hat er's nicht ertragen können und ist davongegangen. Das alles hat mir den Beweis gegeben. Und ich wiederhole, der, der diesen Mord auf seine Seele geladen hat, ist kein anderer als Lehnert Menz.“

Die Mehrzahl stimmte zu. Nur der jüngere Gerichtsmann, der in einer Art Eiferjudt gegen den alten Klose war, unterhielt allerlei Zweifel, oder gab es wenigstens vor, und brachte diese Zweifel auch zum Ausdruck. Alles, was eben gesagt worden, sei, seiner Ansicht nach, viel zu schwach, um darauf hin eine Verhaftung vornehmen zu können. Es lasse sich schlechterdings nicht sagen, niemand anders sei oben im Gebirge gewesen, im Gegentheil, man wisse nie, wer oben gewesen und wer nicht. Lehnert Menz sei geschickt und umsichtig, und gerade, daß er auf der Hampelbaude vorgespochen und genächtigt habe, das beweise sein gutes Gewissen. Auch daß er sich hier im Saal immer an der Thür gehalten und die Vorlesung der letzten Worte kaum abgewartet habe, spreche nicht so sehr gegen ihn, als es scheine, wohl aber spreche das für ihn, daß er der erste gewesen sei, der auf Hilfe gedrungen habe. Ja, rasche Hilfe, das sei das einzig Richtige gewesen, und er für seine Person beklage jetzt aufrichtig, daß man nicht gleich gestern Abend diese Hilfe geleistet habe. „Mondschein war. Und vielleicht hätten wir ihn um Mitternacht noch am Leben gefunden.“

Auch diese Rede wurde beifällig aufgenommen, was den

alten Klose sichtlich verstimmt, und weil man sich, wie das so leicht geschieht, infolge dieser immer persönlicher werdenden Fehde nicht recht einigen konnte, stand man eben auf dem Punkt, die Frage nach der Thäterhaft vorläufig wenigstens ganz fallen zu lassen, als der Grenzaufseher und gleich nach ihm der junge Forstgehilfe, die man beide zu weiterer Nachforschung an Ort und Stelle zurückgelassen hatte, voll großer Aufregung eintreten. Sie waren erschöpft, denn es war immer schwüler geworden; trotzdem ließ sich unschwer von ihrer Stirn lesen, daß sie gute Botschaft brachten und ihr Suchen nach einem Anhaltspunkte nicht vergeblich gewesen war.

„Nun, Ihr Herren,“ empfing sie der alte Klose mit der ihm eigenen Gemüthsruhe. „Was bringt Ihr? Aber erst einen Cognac und dann Euren Bericht. Eine Bärenhize! Maywald, wir wollen Thür und Fenster aufmachen. So! Nun herangerückt! Und nun, Ihr Herren, was giebt es?“

Der Grenzaufseher, welcher der ältere war, nahm zunächst das Wort und erzählte mit vieler Anschaulichkeit, wie sie, nach Ausmessen der Fußspuren — denn 'was anderes haben sich nicht finden lassen wollen — nahe dran gewesen seien, unverrichteter Sache wieder umzukehren, als sein Kamerad, und hierbei wies er auf den jungen Forstgehilfen, eines angebrannten Papierstückchens ansichtig geworden sei, das an der abgestochenen schmalen Lehmwand des Weges geklebt habe. Dies Papierstückchen sei, wie sie gleich vermuthet, ein Schußpfropfen gewesen, was sie denn bestimmet habe, dasselbe sorglich auseinander zu falten und zu glätten. Hier sei es und könne vielleicht zur Entdeckung des Thäters führen; denn es sei, wie leicht zu sehen, kein gewöhnliches Stück Zeitungspapier, sondern ein Stück von einem alten Kalender, und der Monat sei noch halb und die Jahreszahl 1816 noch ganz deutlich zu lesen. Er glaube, daß das wichtig sei; denn in demselben Hause, drin man einen alten Kalender von 1816 finde, werde man muthmaßlich auch den Mörder zu suchen haben.

Alles war unter diesem Berichte des Grenzaufsehers in Aufregung gerathen, weil jeder fühlte, daß die nächste Stunde schon das Geheimniß aufklären müsse. Natürlich war eine Haussuchung nöthig, und zur Frage stand nur noch das eine, bei wem damit begonnen werden solle.

„Bei wem anfangen?“ fragte der Alte.

„Bei Lehnert Menz,“ antwortete der Forstgehilfe.

„Gut! Und wann?“

„In dieser Minute noch. Denn er hat viel Freundschaft hier herum, und erfährt er, was wir vorhaben, oder wohl gar, wonach wir suchen, so wandert der Kalender in den Feu oder er selber in die Welt. Er hat es schon lange vor.“

Alle waren einverstanden. Nur einige wenige blieben im Kreisshaus zurück, der Rest aber ging auf Wolfshau zu.

Bei der großen Hitze, die herrschte, zog man es vor, die ganz in greller Sonne liegende Chaussee zu vermeiden und lieber von dem hochgelegenen Kreisshaus aus gleich nach links hin bergab zu steigen, um hier, im Schatten der Berglehne, den Weg an der Kühlung gebenden Lomnitz hin zurückzulegen. Unterwegs wurden einige wieder unsicher und Zweifel ließen sich hören, die, wenn sie nicht geradezu von dem jüngeren Gerichtsmann ausgingen, so doch wenigstens durch eben diesen genährt wurden. Ein halbverbrannter Papierpfropfen sei gefunden worden, so viel stehe fest, aber dieser Papierpfropfen brauche keineswegs aus dem Gewehre des Wilddiebs zu stammen. Auch Dpitz habe geschossen, wenn nicht im Kampf, worüber sich vielleicht streiten lasse, so habe er doch jedenfalls ein paar Roth- und Signalschüsse abgegeben, was aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervorgehe. Solcher Aeußerungen wurden hinten im Zuge mehrere laut, aber an der Spitze der Kolonne, wo neben Klose der aus Erdmannsdorf herbeigekommene Gendarm Brey marschirte, hielt man an der einmal gefaßten Meinung fest und war nur einigermaßen überrascht, als man im Näherkommen an das Inselchen und seine Stellmacherei Lehnert Menz gewahr wurde, welcher unter der Thür stand und damit beschäftigt war, ein paar überhängende Rosenzweige mit Bast wieder zurück an den Stamm zu binden.

So wenigstens schien es. Er stand abgewandt und sah sich bei seiner Arbeit erst um, als er den Tritt der Herankommenden auf der kleinen Bohlenbrücke hörte. Daß er zusammenfuhr und sich verfärbte, sah niemand. Entschlossen ging er dem Trupp bis an den Brückensteg entgegen und begrüßte den alten Gerichtsmann.

„Ich weiß, Gerichtsmann Klose, weshalb Sie kommen.“ Dabei zog er den Hut und trat respektvoll bei Seite. Der Angeredete lächelte.

„Nun gut, Lehnert, wenn Ihr wißt, weshalb wir kommen, so werdet Ihr auch nicht erstaunt sein, wenn wir vorsichtig sind und Eure kleine Festung absperrern und die Brückenstege besetzen. Ich will Euch und uns wünschen, daß sich schließlich alles als nicht nöthig gewesen herausstellen möge. Vorläufig aber muß ich Euch bitten, voranzugehen und dafür zu sorgen, daß wir Euch im Auge behalten. Im übrigen sollt Ihr, vor der Hand wenigstens, persönlich unbehelligt bleiben, denn es handelt sich nicht um Eure Person, sondern um eine Sache. Wir sind nämlich hier, um Euer Haus nach einem falschen Barte zu durchsuchen.“

Der alte Klose sagte das so hin, um den unter Verdacht Stehenden auf eine falsche Fährte zu führen und dadurch sicher zu machen, was auch glückte. Lehnert stieg voranschreitend die Steintreppe hinauf, während der Gerichtsmann und der junge Forstgehilfe folgten. Gendarm Vrey aber postierte sich vor der Bordertür und überwachte von dieser seiner Hochstellung aus die durch den anderen Trupp erfolgende Besetzung der beiden Brückenstege.

In der Stube begann inzwischen ein Wehklagen und Geschrei. Die alte Menz warf sich dem Gerichtsmann zu Füßen, küßte dem jungen Forstgehilfen die Hand und schwor und jammerte, daß sie unschuldig sei und von nichts wisse, und daß Lehnert auch unschuldig sei und ein frommes Gemüth habe, was ja der liebe Pastor Siebenhaar bestätigen könne, der ihn auf die Freischule geschickt, weil er immer die Sprüche so gut gelernt und immer neben der Orgel gestanden und am besten gesungen habe. Ja, so sei das Lehnertchen immer gewesen, ein frommes Gemüth und fränke seinen und seine Fliege nicht an der Wand. Und was die Leute gesagt haben und was auch Dips gesagt habe, — Gott hab' ihn selig, denn er war ein engelsguter Mann, und nun gar erst die Frau, die gab all und jedem, — das sei nicht wahr und alles bloß gelogen, weil es so viel schlechte Menschen gebe, die einem nichts gönnen, und sie seien unschuldig. Und wenn sie vor Gottes Thron stünde und sie sollte es anders sagen, so könnte sie nicht anders sagen, als daß sie unschuldig seien und Lehnert auch, denn er sei immer ein frommes Kind gewesen, und Siebenhaar unten in Arnsdorf.

In diesem Augenblicke wurde der junge Forstgehilfe, während die Hände der Frau Menz die Kniee des alten Klose nach wie vor umklammert hielten, einiger an einer Bindfadenschlinge hängender Kalenderblätter gewahr und machte Miene, darauf zuzuschreiten. Lehnert, der mit klugem Auge jeder Bewegung gefolgt war, wußte, daß man ihn jetzt in Händen habe.

„Laß doch, Mutter!“ rief er dieser in erkünsteltem Tone zu, während er die Kniee des alten Klose aufstieß, „was erniedrigt Du Dich? Ich will das nicht. Ich kann das nicht mit ansehen.“

Und die kleine Frau heftig schüttelnd, schob er sie, scheinbar nur um dem Geschrei und Gewimmer ein Ende zu machen, auf die Thür und den Flur zu.

Der mittlerweile ganz an seine Fährte gebannte Forstgehilfe war, ohne für das, was sonst in der Stube vorging, einen Blick zu haben, an die vergilbten Blätter herangetreten und hob sie sammt dem Faden, daran sie hingen, vom Nagel. Und schon das erste, worauf sein Auge fiel, war das, wonach er suchte.

„Wir haben ihn!“ Und triumphirenden Auges an den alten Gerichtsmann herantretend, wies er auf die Jahreszahl oben rechts in der Ecke. „Wir haben ihn!“

Und unter diesen Worten eilte man nach dem Flur hinaus, am Lehnert, dessen Schuld nun klar war, in Verhaft zu nehmen. Aber wo war er? Die Alte lag draußen, in wirklicher oder erheuchelter Ohnmacht, jedenfalls unfähig oder unwillig, auf die stürmisch an sie sich richtenden Fragen Antwort zu geben. Wo war er?

Die Brückenstege waren nach wie vor besetzt, so mußte er denn, wenn nicht ein Wunder geschehen war, im Hause selbst irgendwo verborgen sein. Und bis unter das Dach hin wurde nun jeder Winkel und Verschlag untersucht und die Suche bis in Schuppen und Mistkeller fortgesetzt. Man durchwühlte das Heu, die Hobelspäne, selbst in den Rauchfang stieg man hinauf und wurde nicht müde, das oberste zu unterst zu kehren. Alles umsonst. Die Alte wußte nichts. Er war fort.

Sechs Jahre waren hin, und wieder war Sommer, als ein schlank aufgeschossener Mann von Mitte dreißig, der in seinem Anzuge halb einem Cooper'schen Trapper und halb einem Bret-Harleischen Kalifornier aus den Goldfeldern, den „Diggings“ gleich, auf einem bequemen Waldpfade zu den Shawnee-Hills emporstieg, einem ausgedehnten, südlich vom Staate Kansas in den sogenannten „Indian-Territories“ gelegenen Gebirgszuge. Er kam vom Fort Mac Culloch, das er schon tags vorher verlassen, und hoffte noch vor Abend in dem an der andern Seite der Shawnee-Hills gelegenen Fort Holmes zu sein, an dessen Befehlshaber er einen Empfehlungsbrief hatte. Der Brief selbst aber lautete:

„... Dem Kommandierenden von Fort Holmes empfehle ich den Ueberbringer dieser Zeilen, Mr. Lionheart Menz, aus San Francisco, einen Preußen (aus Ostfriesland) von Geburt, der bei Gelegenheit des letzten Eisenbahnunfalls nach Fort Mac Culloch gebracht und von uns in mehrwöchige Pflege genommen wurde. Er hatte einen Bruch des linken Oberarms erlitten. Mr. Lionheart Menz hat sich hier unser aller Herzen gewonnen. Er war, eh' er nach San Francisco ging, mehrere Jahre lang in den Diggings, kam daselbst zu Vermögen und hatte vor, von San Francisco nach Portland und von Portland nach Shanghai zu gehen, um daselbst in ein Geschäft einzutreten, als der Zusammenbruch der Neu-Mexiko-Bank ihn fast um sein ganzes Vermögen brachte. Von neuem anzufangen, war er unlustig, und so hat er denn vor, es wieder als Zimmermann zu versuchen, am liebsten, seiner eigenen Angabe nach, in der Brettschneidebranche, weshalb er an den Mississippi will, wahrscheinlich nach St. Louis und, wenn er dort scheitert, nach Milwaukee, Wisconsin. Er ist, wie alle Deutschen, musikalisch, wovon er uns Proben gab, trotzdem ihm die ganze Zeit über nur die rechte Hand zur Verfügung war. Jetzt ist er vollkommen wieder hergestellt, und Ihr werdet zu Spiel und Tanz mehr von ihm haben als wir. Sein eigentliches Instrument ist die Zither, hierlandes wohl schwer zu beschaffen, aber er knipst auch auf der Violine, meistens mit einer Federspule, was allemal eine vorzügliche Wirkung macht. Er hat den Wunsch ausgesprochen, seine Weiterreise, zunächst wenigstens, zu Fuß machen zu dürfen, weil er sich nach so vielen Wochen voll Unthätigkeit nach Bewegung und Ausspannung sehnt. Wir haben seinem Wunsche gern willfahrt und ihm zwei von unseren Cherokeeelenten als Führer und Träger mitgegeben. Unsere Bitte an Euch geht nun dahin, ihn in Fort Holmes gastlich beegnen zu wollen, mit jenem Entgegenkommen, das Ihr immer übt und sich in diesem Falle doppelt belohnen wird. Er ist nämlich, von seiner Musik ganz abgesehen, über deutsche Zustände gut unterrichtet, war Anno Siebzig in der Nähe des deutschen Kronprinzen und hat den Einzug in Paris unter Bismarck's Augen mitgemacht. Daß seine Stellung in jenen Tagen eine hervorragende gewesen sei, wird sich kaum annehmen lassen, aber er hat doch den Vorzug, von allem damals Erlebten erzählen zu können. Ich empfehle mich Eurer kameradschaftlichen Geneigtheit.

Henry Wood, Kommandant von Fort Mac Culloch.“

So der Brief, der das, was Lehnert in den letzten sechs Jahren erlebt hatte, kurz erzählte. Ja, so war es gewesen: ein Vermögen war rascher hingeschwunden, als er es erworben hatte. Im übrigen war die Nachricht von dem Bankrott der Neu-Mexiko-Bank, so unvorbereitet sie ihn traf, ohne tiefere Bewegung von ihm aufgenommen worden, weil ihn dieser beinahe völlige Vermögensverlust rasch und mit einem Schlag einem im Lauf des letzten halben Jahres in San Francisco geführten Spekulationsleben entriß, das ihm eigentlich schon widerstand, während er es noch mitmachte. Ja, er sehnte sich aufrichtig danach, an die Stelle des mit deutschen und schweizerischen und vielfach auch mit französischen Abenteurern in den Diggings verbrachten Lebens und des schlimmern in der kalifornischen Hauptstadt wieder ein Leben voll Arbeit treten zu lassen, und die Reise nach dem Osten erschied ihm als der erste Schritt dazu. Selbst der Eisenbahnunfall, der ihn traf, war nicht dazu angethan, ihn anderen Sinnes zu machen. Im Gegentheil, die stillen Wochen in Fort Mac Culloch hatten ihn in diesen seinen Aufschauungen nur noch gefestigt, und es war unter einem lange nicht gefühlten Behagen, daß er jetzt frisch und rüstig die Shawnee-Hills hinaufstieg, auf kaum fünfzig Schritt die beiden Cherokeees vor sich, die seinen Koffer an einer über ihre Schultern gelegten Stange trugen. Von Zeit zu Zeit sahen sie sich nach

ihm um, und ihr freundliches Grinsen, wenn er nach diesem oder jenem fragte, steigerte nur noch die Heiterkeit seiner Seele.

Gegen mittag hatten alle drei, nach mehrmaliger Rast, den Mann des ziemlich hohen Gebirgszuges erreicht, und Lehnert sah nun weit und frei nach Norden hin. Alles, was da vor ihm lag, war ein wohl an sieben Meilen breites, von der von Galveston kommenden Bahn durchschnittenen Querthal, an dessen entgegengesetzter Seite das Land allmählich wieder aufstieg, bis es abermals einen ziemlich hohen, dem diesseitigen Zuge der Shawnee-Hills entsprechenden Bergzug bildete. Dazwischen war wenig Leben. Von den Ortshäusern an der Bahn hin waren nur die weiter entfernten sichtbar: Station Darlington und Station Gibson (letztere schon ganz drüben), während sich die verhältnismäßig nahe gelegene Station Holmes sammt ihrem gleichnamigen Fort verbergen zu wollen schien. Erst als Lehnert die beiden Indianer herbeirief und nach dem Fort fragte, gaben sie seinem Auge die nöthige Richtung, und nun sah er (die Station blieb verdeckt) wenigstens die vier gekuppelten Thürmchen von Fort Holmes deutlich in der hellen Sonne blinken.

Und ehe noch sechs Uhr heran war, hatte sich Fort Holmes in aller Gastlichkeit aufgethan, trotzdem der mitgebrachte Empfehlungsbrief, und zwar in Folge zufälliger Abwesenheit des Kommandanten von Fort Holmes, noch gar nicht seine Schuldigkeit hatte thun können. Als nun aber zwei Stunden später der Kommandierende wieder daheim war und den ausführlichen Brief seines Kameraden Henry Wood von Fort Mac Culloch gelesen hatte, steigerte sich das Entgegenkommen noch um ein Erhebliches, und Aufforderungen von beinaß dringlicher Natur ergingen an Lehnert, auch in Fort Holmes eine längere Rast nehmen zu wollen. Lehnert aber, den ein ernstliches Verlangen erfüllte, dem vielwöchigen Nichtsthun ein Ende zu machen, blieb nur bis über den zweiten Tag. Am Morgen des dritten nahm er Abschied und schritt vom Fort aus auf das gleich-

namige Stationsgebäude zu, das in kaum halbstündiger Entfernung gerade da, wo der Schienenweg aus dem Gebirge trat, in einer halbmondförmigen Ausbiegung am Saum eines Abornwäldchens lag.

Die kleine Bahnhofsuhr von Station Holmes zeigte neun Uhr früh, als Lehnert daselbst eintraf. In einer Viertelstunde mußte der von Galveston nach dem Norden führende Zug da sein, er kam aber mit erheblicher Verspätung, so daß Lehnert und die wenigen Personen, die mit ihm auf dem Bahnsteige warteten, sich beim Einsteigen beeilen mußten. Die Wagen waren nur schwach besetzt und in demjenigen, in welchem sich's Lehnert alsbald bequemen zu machen suchte, befand sich nur ein einziger Mitreisender, ein junger Mann von achtzehn Jahren, der, wiewohl einigermassen abweichend von der Mode gekleidet, trotzdem leicht erkennen ließ, daß er einem guten Hause zugehörte. Seine Züge verriethen den Deutschen, während andererseits die Sicherheit und Ruhe seiner Haltung mit gleicher Bestimmtheit zeigte, daß er, wenn auch vielleicht nicht in America geboren, so doch jedenfalls amerikanisch geschildt sei. Die Gegend schien er zu kennen. Er las, in die Ecke gedrückt, eine Zeitung und hatte den linken Arm auf eine Ledertasche gestützt, in deren Messingschild, wenn nicht alles täuschte, der Name des jungen Reisenden eingraviert war. Lehnert suchte denn auch das Eingravierte zu lesen, was ihm un schwer glückte. „Tobias Hornbostel“ stand in oberster Reihe, dicht darunter aber in etwas kleinerer Schrift: „Nogat Ehe, Station Darlington, Indian-Territory.“ Das war beinaß eine Biographie, mindestens eine volle Adresse. In Lehnert stieg, als er Namen und Ortsangaben entziffert hatte, eine alte Erinnerung auf, und wenn er schon vorher den Wunsch einer Gesprächs-anknüpfung gehabt hätte, so steigerte sich dieser Wunsch jetzt bis zu festem Entschluß. Er wollte nur warten, bis der Mitreisende das Zeitungsblatt aus der Hand gelegt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

## Blätter und Blüten.

**Fastnacht in der Neumark.** (Zu dem Bilde S. 101.) Wie alle Volkstheile, so wird auch Fastnacht in den verschiedenen deutschen Landschaften mit verschiedenen Bräuchen gefeiert. Die Armut ist überall erfinderisch, wenn es gilt, die festliche Stimmung der Begüterten zu benutzen. So ist es in der Neumark eine alte Sitte, daß die Kinder armer Leute am Fastentag, wie unser Bild zeigt, mit einem „Fastnachtspieß“ von Haus zu Haus gehen. Dies Geräthe, mit welchem die jungen Säger sich ausrüsten, besteht aus einem anderthalb bis zwei Fuß langen, oben zugespitzten Stod mit mehreren kreuzweis stehenden, spitzen Querhölzern. Die kleinen Stadtwanderer singen halb, halb sprechen sie den folgenden Vers:

Fastelabend ist hier,  
Sechs Dreier zu Bier,  
Sechs Dreier zu Sped,  
Geh' gleich wieder weg,  
Da oben in der Kircht,  
Da hängen drei Würste:  
Die lange gib mir,  
Die kurze behalt' dir.  
Schneid' weg, Schneid' weg,  
Schneid' ein groß Stüd Sped,  
Schneid' Raum, Schneid' Raum,  
Schneid' nicht in 'n Baum.“

Es ist dies bloß einer von vielen Versen, aber er genügt, um Würst und Sped an den Spieß der Kinder zu zaubern. Früher gingen auch die Kinder wohlhabender Eltern zu Nachbarn und Verwandten mit dem Spieß und waren stolz darauf, recht viel Fastenbretzel, Würste u. dergl. mit nach Hause zu bringen.

**Heizung der Personenzüge.** Die Ueberheizung eines Eisenbahnwagens hat bekanntlich für die Gesundheit des Reisenden größere Nachteile zur Folge als eine ungenügende Heizung. Bei den jetzigen Heizmethoden tritt das erstere Uebel leider nicht selten ein. Aus den über die Heizung der Personenzüge erlassenen Bestimmungen ist zwar zu erkennen, daß die Eisenbahnverwaltungen den Anforderungen in Bezug auf das Wohlfinden der Reisenden Rechnung tragen wollen, indessen fehlt es bei den heutigen Betriebseinrichtungen an den nöthigsten Prüfungsmitteln. Es ist nämlich angeordnet, in der Zeit von Anfang October bis Ende April zu heizen, wenn die äußere Temperatur auf  $+ 5^{\circ}$  R. sinkt. In den Monaten Dezember bis Februar soll nur ausnahmsweise nicht geheizt werden, überhaupt darf, wenn einmal mit Heizen angefangen wurde, eine Unterbrechung nur dann stattfinden, wenn in drei

aufeinanderfolgenden Nächten die Temperatur nicht unter  $+ 5^{\circ}$  R. gesunken ist.

In den Wagen ist eine mittlere Wärme von  $+ 8^{\circ}$  R. anzustreben, welche anscheinend niedrige Temperatur im Hinblick auf die wärmere Winterkleidung der Reisenden vollständig genügt.

Unterwegs haben die Zugführer die Aufsicht zu führen, auch etwaige Beschwerden der Reisenden wegen zu geringer oder zu starker Heizung nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Zur Prüfung solcher Beschwerden fehlt aber den Zugführern ein Thermometer in ihrer Ausrüstung. Es bleibt deshalb zum mindesten anzuordnen, daß jeder Zugführer einen Wärmemesser mit sich führe, den er auf Anforderung der Reisenden in die Wagen zu reichen hat. Noch besser wäre es freilich, wenn sich die Eisenbahnverwaltungen entschließen könnten, in jeder Wagenabtheilung ein solches Instrument aufzuhängen, damit sich die Reisenden jederzeit von der Temperaturhöhe überzeugen und namentlich den schädlichen Einflüssen einer Ueberheizung, wenn nicht anders, dann durch rechtzeitige Lüftung, selbst bequehen können.

Das Ziel der Wünsche ist freilich eine Heizeinrichtung mit selbstthätiger Wärmeregulierung.

### Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

**7. Schl. in Gr. Geran.** Ein Null overt here! giebt es nach der „Allgemeinen Deutschen Staatordnung“ nicht, denn danach ist auch im Null overt vom Spieler die Karte sofort, nicht erst nach dem ersten Stich auszugeben. Die letztere Spielweise ist eine Abänderung des Null overt, welche allerdings durch einige Städtischer Verbreitung gefunden hat, aber jetzt in Württemberg nur selten zur Anwendung kommt und auch in den Statverträgen Nord- und Westdeutschlands bereits aufgegeben ist. Null wird nach der „Allgemeinen Deutschen Staatordnung“ zu 20 und Null overt zu 40 berechnet.

**8. Gr. in Königsdorf i. Pr.** Dafür giebt es keine festen Bestimmungen. Der Offizier übt seine Disziplinargewalt innerhalb bestimmter Grenzen ganz nach eigenem Ermessen und auf seine Verantwortung aus.

**9. N. in Nassau.** Sie haben uns die Frage vorgelegt: „Wenn wir uns alle Meer der Erde ausgerechnet hätten, wie lange müßte es regnen, damit sich die Meeresbecken wieder füllen könnten, bis der Meeresspiegel seine gegenwärtige Höhe wieder erreichte?“ Darauf müssen wir zunächst antworten: „Wenn alle Meer trocken sein würden, so würde es gar nicht regnen, denn die Wasserdämpfe, welche von den Meeren ausgedünstet werden, bilden die Quelle von Regen und Schnee.“ Eine Zweifel aber haben Sie Ihre Frage so gestellt, wie groß das Verhältnis der atmosphärischen Niederschläge auf der Erde zu dem gesammten Meeresspiegel ist, d. h. wie lange es regnen müßte, bis die Menge des Regenwassers der des gegenwärtig vorhandenen Meeresspiegels gleichkäme. Diese Frage hatte man neuerheit zu beantworten versucht. Nach Krimmels Schätzung beträgt die gesammte Wassermasse des Meeres etwas mehr als 3 Millionen Kubikmeilen; die Höhe der Niederschläge auf dem Festlande im Durchschnitt 1 m jährlich. Würde nun die gesammte auf dem Festlande fallende Regenmenge dem Meer zugeführt werden, so würde das Meerwasser in 9500 Jahren erneuert sein; rechnet man die Verdunstung in Flüßen u. s. w. ab, so ergibt sich für die Erneuerung des Meerwassers ein Zeitraum von 15 000 Jahren.

**Inhalt:** Stammeszeichen. Roman von E. Berner (Fortsetzung). S. 101. — Ungeordnete Reise Rich Reuters. II. S. 101. — Ddalloße. Illustration S. 105. — Roberts erste Liebe. Eine Falschungsgeichte von Hans Arnold. S. 108. Mit Zeichnungen auf S. 108, 109 u. 110. — Einl. Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). S. 111. — Madame Pompadour und Marquis de La auf dem Westend. Illustration. S. 112. — Madame Pompadour und Marquis de La am nächsten Morgen. Illustration. S. 113. — Blätter und Blüten: Fastnacht in der Neumark. S. 116. Mit Illustration S. 101. — Heizung der Personenzüge. S. 116. — Kleiner Briefkasten. S. 116.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adolph Erdner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.